Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS
AT URBANA-CHAMPAIGN

PURCHASED FROM THE
ROBERT D. CARMICHAEL
MEMORIAL

UNIVERSITY OF
ILLINOIS LIBRARY
AT URBANA - CHAMPAIGN
BOOKSTACKS

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

831 K828
OKY100

ZUR ENTSTEHUNGSGESCHICHTE DES MITTELHOCHDEUTSCHEN GEDICHTES VOM KÖNIG ROTHER

INAUGURAL-DISSERTATION
ZUR
ERLANGUNG DER DOKTORWÜRDE
DER
HOHEN PHILOSOPHISCHEN FAKULTÄT
DER
UNIVERSITÄT LEIPZIG
VORGELEGT
VON

FRANZ POGATSCHER
AUS GRAZ

HALLE A. S.
DRUCK VON EHRHARDT KARRAS
1913

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Angenommen von der I. Section auf Grund der Gutachten der Herren Sievers und Köster.

Leipzig, den 6. Mai 1913.

Der Procancellar.
Le Blanc.

Erscheint als selbständige Publikation im Verlage von Max Niemeyer in Halle a. S.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

831 K828
OKYpo

GERMANIC
DEPARTMENT

831 K828
OKYpo
2007

STV

8 N 1 G O M W

Dem Freundespaare

Ägid Raiz und Josef Zack

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung	VII
Zur Methode der Untersuchung	1
Der Rothertext der Heidelberger Handschrift	10
Zur Entstehungsgeschichte des Heidelberger Rothertextes	17
Die älteste Gestalt der Rother-Dichtung	41
Rekonstruktion der älteren Gestalt des Rother (mit Anmerkungen zum Text)	46

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Vorbemerkung.

Als ich im Herbste des Jahres 1907 in das deutsche Proseminar zu Leipzig eintrat, wurde Minnesangs Frühling gelesen, ein Text, über den ich ein Jahr vorher ausführliche Übungen unter Schönbach mitgemacht hatte. Der Unterschied war groß: eine mir bisher gänzlich fremde Betrachtungsweise der metrischen Formen und Ausdrucksmittel wurde hier angewandt. Da ich was hier getrieben wurde nicht verstand, da ich nicht mitbeobachten konnte, was andere hier zu beobachten schienen, verfiel ich in menschlich natürlicher Reaktion dem Unglauben, bei dem ich ziemlich lange Zeit verharrte. Da ich mich aber ernstlich mühte und ein verhältnismäßig gutes Gehör besitze, war ich jedoch bald im Stande, auch meinerseits gewisse Tonhöhenunterschiede und rhythmische Differenzen zu erkennen, denen ich jedoch noch keine Rolle bei der Entscheidung über textkritische Fragen einräumte. Ich kann die mehr als zweihundert Teilnehmer der genannten Übung als Zeugen dafür anführen, daß ich nahezu das ganze Semester hindurch gegen den Leiter der Übungen darüber polemisierte, wieviel Bedeutung man den in Rede stehenden Elementen bei der kritischen Behandlung eines Textes zuweisen dürfe.

Zwei Dinge haben meinen Zweifel endlich überwunden: einmal die augenfällige Tatsache, daß bei sicher einheitlichen Autoren die rhythmisch-melodischen Formen der Texte durchwegs dieselben waren, daß aber jeder einzelne Dichter selbst bei ganz ähnlichem Metrum und Inhalt sich von dem anderen abhob; dann — und dies war mir noch wesentlicher — daß man an Hand solcher Details aus einer Abweichung der

Digitized by Google	Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Melodie auf einen Fehler des Textes schließend nahezu stets ein Verlassen der besseren Überlieferung fand. Herr Professor Sievers hat mir damals manche Stunde gewidmet; es wurde dabei meist das Nibelungenlied traktiert, wobei Sievers an beliebig aufgeschlagenen Stellen nahezu jede einzelne Abweichung des Lachmannschen Textes von der Hs. B allein aus dem Texte A heraus auf Grund der Melodiestörungen sofort angab. Hier noch unüberzeugt bleiben zu wollen, wäre halsstarrig gewesen.

In dieser Zeit begann ich am Rother zu arbeiten. Ich hatte den Wunsch, selbst mit den neuen Mitteln umgehen zu lernen, und Sievers schlug mir dafür die Analyse eines frühmittelhochdeutschen Textes vor; aus äußeren Gründen hatte ich den Wunsch mich mit dem Rother zu befassen und so fiel im Einverständnis mit Sievers die Wahl auf diese Dichtung. Nach einem halben Jahre konnte ich dem deutschen Seminar den Versuch einer Aufteilung von etwa vierhundert Versen vorlegen, nachdem in einigen Sitzungen des Seminars selbst mehrere Stellen besprochen worden waren. Den Mitarbeitern von damals danke ich an dieser Stelle für ihre Bemühungen in meinem Interesse. — Dann kam ein Rückschlag. Durch unerwartete Schwierigkeiten im Rothertext entmutigt, begann ich allmählich an den Grundlagen meiner Arbeit zu zweifeln und fand es für angezeigt, mich durch längere Zeit dem persönlichen Einfluß von Professor Sievers tunlichst zu entziehen, was mir umso eher möglich wurde, als meine Interessen sich damals zum großen Teile auf ein anderes Gebiet verschoben hatten. Nach einem Jahre kehrte ich indessen zum Rother zurück, indem ich mich wieder viel mit der Vergleichung moderner sowie alter Autoren befaßte, diesmal ganz unbeeinflußt von Sievers. Da fand ich als Ergebnis dieser Tätigkeit meine früheren Überzeugungen wieder, auf Grund deren ich denn nun weiter an die Arbeit gegangen bin.

Als ersten Versuch einer Lösung lege ich hier zur Probe ungefähr tausend Verse vor, indem ich mir vorbehalte, den ganzen Rothertext in einer größeren Publikation neu herauszugeben, wobei ein Zerlegen nach Autoren in derselben Art wie hier erfolgen soll. Für das, was ich bisher am Rother gearbeitet habe, bleibe ich Herrn Professor Sievers dauernd

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

zu Dank verpflichtet: er hat mir den Maßstab gegeben, mit dem ich den Text messen konnte, er hat mir auch bei dieser Tätigkeit gerne und oft geholfen. Herrn Professor Holz muß ich danken für manche Anregung, die ich besonders im persönlichen Verkehr mit ihm zu meinem Vorteile erfahren habe. Endlich danke ich einer Reihe von Freunden und Kameraden, die (obwohl meist nicht Germanisten) sich gerne der Mühe unterzogen haben, mir zur Gehörsprobe Rotherverse vorzulesen, deren Namen ich hier nicht nenne, um nicht den Anschein zu erwecken, daß ich nicht geneigt wäre, die volle Verantwortung für das zu übernehmen, was in dieser Arbeit geschrieben ist.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Zur Methode der Untersuchung.

Es ist eine genüglich bekannte Tatsache, daß man beim Lesen eines Textes, der von einer dem Leser bekannten Person herrührt, aus dem Text die Stimme des Verfassers und seine Art zu reden herauszuhören vermeint. Schönbach, der mich zuerst auf diese Erscheinung aufmerksam gemacht hat, sagte mir einmal, dieser Eindruck sei bei ihm so stark, daß er sich ihm nie entziehen könne, sondern stets vermeine den betreffenden Bekannten geradezu zu sich sprechen zu hören, daß er sich den Text ohne dies gar nicht vorstellen könne. Auch sonst habe ich vielfach Gelegenheit gehabt, bei den verschiedensten Personen die gleiche Beobachtung zu machen: kurz, es ist eine Tatsache, die niemand bestreitet.

Jeder Leser dieser Arbeit kann sich wohl ohne zu große Mühe etwas Gedrucktes verschaffen, das aus der Feder eines Bekannten stammt, sei es ein Werk eines Dichters, den er Eigenes hat lesen hören, sei es ein Aufsatz in einer wissenschaftlichen Zeitschrift: jeder Text tut es. Man suche zuerst die Sprechart des Betreffenden beim Lesen nachzuahmen, dann aber lese man sofort dasselbe Stück im Tonfall eines anderen, der sich in der Art zu reden möglichst weit von dem ersten unterscheidet.[1]) Man wird im zweiten Falle auf Hindernisse stoßen, während es vorhin leicht ging: man wird wahrscheinlich das Verständnis erschwert finden und voraussichtlich die angewandte Art des Lesens stellenweise als direkt widersinnig erkennen. Daraus schließe ich weiter: der

[1]) Ich bitte diesen (wie alle folgenden Versuche) sofort vor dem Weiterlesen zu machen.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Text eines bestimmten (vorläufig uns bekannten) Autors verlangt bei der Wiedergabe [1]) nicht nur zwangsweise die bestimmte Vortragsart, die dem Autor zu eigen ist, er macht es uns auch unmöglich, auf ihn bewußt eine wesentlich andere Vortragsart anzuwenden.

Wie steht es aber mit einem Texte, dessen Verfasser wir nicht kennen? Kann auch er nur in einer bestimmten Weise gesprochen werden, können wir auch aus ihm die uns unbekannte Sprechart des Autors heraushören? Zweifellos ist das eine: daß ein Zwang auch in diesem Texte liegt, und daß er auf die Bekannten seines Autors wirkt. Höchstwahrscheinlich ist ferner, daß er auch auf uns wirkt: daß er uns aber nicht zwingt, das hat seine Ursache darin, daß die Hindernisse zu groß sind, auf die er bei uns stößt, die wir nicht wissen, wie der Autor selbst seine Worte gesprochen hätte. Können diese Hindernisse überwunden oder wenigstens teilweise beseitigt werden? Man müßte meinen ja; denn wenn die Notwendigkeit einer bestimmten Vortragsart denen die den Autor kennen so evident ist wie wir vorhin gesehen haben, so dürfte man wohl erwarten können, daß auch ein anderer hier und dort diese Notwendigkeit erkennen lerne, ja vielleicht ebenfalls unbewußt dem seinem Text inhärierenden Zwange unterliege. Ob und inwieweit dies geschehen kann, wird man theoretisch wohl nur schwer erörtern können: das entscheidende Wort hat hier die Erfahrung zu sprechen, und die Erfahrung hat bewiesen, daß das Einhören auf derartige Eigentümlichkeiten eines Textes in einem verhältnismäßig hohen Grade erfolgen kann, und daß dies sowohl durch bewußt vergleichendes Versuchen geschehen kann, als es auch, und zwar viel unmittelbarer, unbewußt und direkt zwangsweise herbeigeführt wird. Besonders das letztere geschieht im täglichen Leben oft, freilich meist ohne daß wir es beachten, ohne daß uns die Grundlagen der ganzen Erscheinung deutlich ins Bewußtsein treten: wie wir denn auch gewohnt sind, eine Menge von dem was uns erfahrungsgemäß bekannt

---

[1]) Wenn ich von Wiedergabe spreche, so schließe ich hier und im folgenden, falls das Gegenteil nicht ausdrücklich betont wird, die bewußt kunstgemäße Rezitation aus.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

ist, als selbstverständlich zu bezeichnen, und oft nicht wenig erstaunt sind über die ungeheure Kompliziertheit dieser Selbstverständlichkeiten, wenn wir die inneren Zusammenhänge erkennen lernen, die wir bis dahin nie bedacht haben. Ein Beispiel wird wohl jedermann geläufig sein: es wird ein Gedicht vorgelegt, dessen Autor man nicht weiß, und man soll raten; wenn man bei der Lektüre keinen besonderen Anhalt gefunden hat, lautet die gewöhnliche Antwort: ja, das klingt wie Schiller (oder sonst ein Name). Was besagt diese uns so vertraute Redewendung? Es „klingt" (man hört dafür auch „es lautet"), wenn ich dieses Wort richtig verstehe, deutet doch darauf hin, daß wir (unbewußt) bei der Umsetzung des gedruckten Textes in lautende Form irgend ein bestimmtes Klangelement herauszuhören vermeinen, das wir sonst besonders in Schillerschen Dichtungen gefunden haben. Also:

1. Wir finden beim Lesen eines Textes ein für dieses Stück charakteristisches Klangelement, das wir nicht weiter bestimmen, sondern dessen Dasein wir lediglich durch das Wort „klingt" (oder „lautet") feststellen.

2. Wir sind ohne es zu wissen gewohnt, bei einem Autor einen bestimmten Klangcharakter aus seinen Werken herauszuhören, und wir nehmen diesen als spezielles Eigentum des Autors in Anspruch. Und dies beides erfolgt unbewußt, wenigstens ohne Überlegung, zwangsweise.

Über die Grundlage auf der sich dies aufbaut, über die Ursachen die den Zwang bedingen, hat man sich wenig den Kopf zerbrochen, denn die Vorgänge spielten sich meist im Unterbewußtsein ab, wurden daher auch nicht beobachtet. Aber: der Zwang der von dem Text ausgeht, muß doch irgendwie in diesem liegen, muß vom Autor in ihn gelegt sein, denn er führt uns, wie wir oben gesehen haben, zum Autor zurück. Wie steht nun dieser selbst dazu? Hier genügen wenige Worte. Der Zwang den er dem Werk auferlegt, der aus seinen Worten auf uns wirkt, ist von ihm in der Regel nicht gewollt, ist ihm selbst unbewußt, und wir können sagen: er selbst unterliegt beim Produzieren einem Zwang; dieser überträgt sich von ihm auf sein Werk, durch sein Werk auf den Leser.

1*

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Die ersten und sozusagen einzigen wissenschaftlichen Untersuchungen über all dies sind von Sievers angestellt worden, der eine Reihe von Aufsätzen diesem Problem gewidmet und aus den Ergebnissen ein wissenschaftliches System aufgebaut hat.[1] Er hat gefunden, welcher Art der Zwang ist, dem der schaffende Autor unterworfen ist, worauf er sich erstreckt und wie weit er geht: er hat aber auch gezeigt, wie wir die in uns gelegenen Hindernisse überwinden können, um aus dem Text heraus das zu hören, was vom Autor bewußt oder unbewußt und dem Auge unsichtbar dem Werke mitgegeben wurde.

An einem Beispiele will ich versuchen, einige der Punkte, auf die sich seine Beobachtungen beziehen, zu erörtern. Ich wähle vier Zeilen aus einem Gedichtband, der eben auf meinem Tische liegt:

Sie haben wundervoll diniert;
Warm und behaglich rollt ihr Blut,
Voll Menschenliebe ist ihr Herz,
Sie sind der ganzen Welt so gut.

und schließe sogleich daran:

Nun spielte da im Sand herum
Ein Findelknabe, taub und stumm,
Und keiner hatte je erfahren,
Wer Vater oder Mutter waren.

Der Unterschied im Klange dieser Verse ist hier wohl deutlich genug. Die metrische Form ist bis auf den klingenden Ausgang der beiden letzten Verse die gleiche: daran kann wohl nichts liegen. Worin besteht nun die Differenz, die, so deutlich sie dem hörenden Ohre ist, doch dem suchenden Auge entzogen bleibt?

Vergleichen wir zuerst die rhythmische Gliederung der Verse. Bei der zweiten Gruppe (von Busch) bildet jeder Vers für sich eine mehr oder minder geschlossene Einheit:

---

[1] Diese Aufsätze sind jetzt unter dem Titel „Rhythmisch-melodische Studien“ gesammelt bei Winter in Heidelberg 1912 erschienen. Durch die Güte von Herrn Prof. Sievers lag mir schon bei der Abfassung meiner Arbeit diese Sammlung in Korrekturbogen vor.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

man kann an jedem Versende eine verhältnismäßig lange Pause machen, ohne dem Ganzen von seinem charakteristischen Klang etwas wesentliches zu nehmen; bei der ersten Gruppe („Gesegnete Mahlzeit“ von Storm) ist das nicht so gut möglich, obwohl der Satzbau es hier eher vermuten ließe, denn jeder Vers ist bei Storm ein geschlossenes syntaktisches Gebilde, bei Busch nicht![1] In unmittelbarem Zusammenhang mit dieser auf Zeilenisolierung ausgehenden Tendenz bei Busch steht die starke und oft so drastische Wirkung seiner Reime, insofern in der auf jeden Vers folgenden Pause sich das letztgehörte Wort besonders stark dem Gedächtnis einprägt. Aber dies würde allein nicht genügen: es kommt noch hinzu, daß die letzte (reimende) Hebung in Buschs Versen meist den kräftigsten Iktus der ganzen Zeile trägt und so den Reim besonders stark hervorhebt. Man versuche nun diese starke Betonung der Versschlüsse bei Storm durchzuführen und zu sprechen:

Sie haben wundervoll diniért;
Warm und behaglich rollt ihr Blút, usw.:

das Ohr führt eine solche Lesung sofort ad absurdum. Wir werden nun auch erkennen, daß sich Buschs Art der Versbetonung vorzüglich für gepaarte Reime eignet, da der starke akustische Eindruck des Reimwortes, der durch die Pause am Zeilenende noch intensiver wird, im Hörer eine Art Spannung hervorruft, die in dem nun folgenden Reime gelöst wird; so haben wir bei Busch das Bild eines ständigen Auf und Ab von Vers zu Vers, ein fortwährendes Spannen und Entladen

[1]) Man kann bei Busch sogar dort wo starke Enjambements vorliegen, ohne Störung pausieren, z. B.:

Denn dieses Mädchen, ob es gleich
Schon älter war und etwas bleich,

ja sogar im Wortinnern:

Madam Sauerbrod, die schein-
Tot gewesen, tritt herein.

Man versuche dies bei Storm, z. B.:

Die Köchin rast; ich kann der blinden Wut
Nicht Schranken setzen dieses Frauenzimmers.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

in jedem Verspaar: daher auch überwiegend die syntaktische Bindung der beiden reimenden Verse. Darin also lernen wir Elemente dessen erkennen, was uns den Reim zu einem so charakteristischen, ja unentbehrlichen Merkmal Busch'scher Dichtung macht. Ist aber diese Begründung richtig, so muß sich für Storm rein theoretisch ergeben, daß bei ihm der Reim nicht so wichtig sei: denn einmal wird die Reimhebung nicht so stark betont, und dann fehlt die verstärkende Pause. Daß Storm selbst auf den Reim kein solches Gewicht legte, zeigt die Wahl seiner Reimformen: er bevorzugt gekreuzte Reime, vielfach untermischt mit reimlosen Zeilen und selbst in Gedichten, die des Reimschmuckes vollständig entbehren (wie „Von Katzen"), geht uns von der Schönheit und dem charakteristischen Klang seiner Verse nichts verloren.[1])

[1]) Ich möchte hier die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, auf eine analoge Erscheinung im zweiten Teil des Faust aufmerksam zu machen, wo Goethe wohl bewußt (oder in genialer Intuition unbewußt?) gereimte und ungereimte Verse auch in ähnlicher Weise verschieden rhythmisiert hat. Ich meine die Stelle, wo Helena das Sprechen in Reimen lernt. Man lese erst Verse wie 9335 und die folgenden, wo der freie Fluß der Rede mit vielen Enjambements durch die Verse läuft:

Schon ist Ihr alles eigen, was die Burg
Im Schoß verbirgt; Besondres ihr zu bieten,
Ist unnütz. Geh und häufe Schatz auf Schatz
Geordnet an. Der ungesehnen Pracht
Erhabnes Bild stell' auf! Laß die Gewölbe
Wie frische Himmel blinken, Paradiese
Von lebelosem Leben richte zu.
Voreilend ihren Tritten, laß beblümt
An Teppich Teppiche sich wälzen; ihrem Tritt
Begegne sanfter Boden; ihrem Blick,
Nur Göttliche nicht blendend, höchster Glanz.

Dagegen 9378 ff., wo man direkt gezwungen wird, beim Vortrag dem Versende einen Nachdruck zu verleihen, wie denn auch das Sprechtempo gegen das Reimwort zu sichtlich langsamer wird; die rhythmisch wie syntaktisch gebotene Pause am Zeilenschluß verstärkt die Wirkung:

Das ist gar leicht, es muß von Herzen gehen.
Und wenn die Brust von Sehnsucht überfließt,
Man sieht sich um und fragt — wer mitgenießt.
Nun schaut der Geist nicht vorwärts, nicht zurück,
Die Gegenwart allein — ist unser Glück.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Vergleichen wir weiter. Wir können bei Busch ungefähr nach jeder Hebung eine kleine Pause machen, sogar im Wortinnern:[1])

Nun spíel|te dá || im Sánd | herúm
Ein Fíndel|knábe || táub | und stúmm usw.

Und nun versuche man das gleiche bei Storm, etwa:

Voll Mén|schenlíe||be íst | ihr Hérz
Sie sínd | der gánzen || Wélt | so gút.

Ich glaube nicht, daß jemand diesen Vortrag für angebracht halten würde.[2])

Von den drei Pausen, die bei Busch im Versinneren gemacht werden können, ist die mittlere in der Regel die stärkste: sie teilt den Vers in zwei Stücke, deren jedes eine Einheit höheren Grades bildet. Man versuche dies wieder auf Storm anzuwenden! Bei Storm herrscht eine viel stärkere Bindung: von solcher Regelmäßigkeit im Pausieren wie bei Busch muß hier durchweg abgesehen werden.[3]) Wir finden vielmehr eine Mannigfaltigkeit von rhythmischen Formen. Durchgehend scheint mir dabei eines zu sein: jeder Vers hat

---

Schatz ist sie, Hochgewinn, Besitz und Pfand;
Bestätigung, wer gibt sie? Meine Hand.

Ähnlichen Vortrag verlangen die Stücke des Lynceus (zwar nicht durchwegs) z. B. 9346 ff., in dessen Rede der Helena die Reime auffallen, sowie 9411 ff., während ein solches Hervorheben des Reimes durch die Rhythmik in den weiteren Versen des Faust (wie 9442 ff. oder 9506 ff.) nicht stattfindet.

[1]) Man darf nur solche Pausen nicht zu sehr dehnen, da sie dann natürlich überall lächerlich wirken; wo aber Pausen nicht hingehören, sind auch solche von kürzester Dauer unmöglich.

[2]) Diese rhythmische Eigenschaft seiner Verse ist es, die Buschs Dichtungen einen überlegen-dozierenden Ton verleihen, indem wir Fuß für Fuß gewissermaßen vordemonstriert bekommen, wie beim Schulmeister; besonders in allgemeinen Sätzen wie:

Vater werden ist nicht schwer,
Vater sein hingegen sehr, und ähnliche.

[3]) Eine weitere Folge der vielen Pausen bei Busch ist ein langsames Sprechtempo, während die Bindung Storms ein schnelleres Zeitmaß im Vortrag bedingt.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

eine Haupthebung, zu welcher der Eingang hindrängt, und von der ab ein langsameres Sprechtempo, verbunden mit strengerem Takt, eintritt, wie denn stets nach dieser Haupthebung auch Pausen (aber in unregelmäßigerer Folge als bei Busch) angebracht werden können, was im Verseingang unmöglich ist; ja, obwohl ohne Zweifel vierhebige Verse mit Auftakt beabsichtigt sind, kann man einzelne Verse des Gedichtes geradezu dreihebig mit dreisilbigem Auftakt lesen, ohne ihre rhythmische Struktur wesentlich zu stören; in anderen Versen geht das freilich nicht, weil die Haupthebung hier gleich am Anfang liegt und von da an ein regelmäßigeres Taktieren erforderlich ist:

Sie haben wúndervoll diniert
𝄾 ♪ `♪ ♪ | ♩′ ♩ ♩′ ♩ ♩′

Warm und beháglich rollt ihr Blut
𝄾 ♪ `♪ ♪ | ♩′ ♩ ♩′ ♩ ♩′

Voll Ménschenliebe ist ihr Herz
♪ | ♩′ ♩ ♩′ ♩ ♩′ ♩ ♩′

Sie sind der gánzen Welt so gut
𝄾 ♪ `♪ ♪ | ♩′ ♩ ♩′ ♩ ♩′

Bei Vers 1 und 4 ist wohl alles klar; 2 gebe ich unter der Reserve, daß man hier schwebende Betonung zu lesen hat, was mir unangebracht scheint; Vers 3 zeigt deutlich, daß das Eintreten des langsameren Sprechtempos nur von der Stellung der Haupthebung abhängt und nicht prinzipiell mit der zweiten Hebung erfolgt. Man wende solche Leseweise nun auf Busch an! Bei den bisher angezogenen Versen ist dies so untunlich, daß ich hier andere Beispiele suchen muß, wo es wenigstens dem Sinne nach halbwegs möglich wäre:

Seit dieser Zéit sah groß und klein
𝄾 ♪ `♪ ♪ | ♩′ ♩ ♩′ ♩ ♩′
Antonius mit dem Heiligenschein,

oder:

Der sich alldórten seiner Predigt
𝄾 ♪ `♪ ♪ | ♩′ ♩ ♩′ ♩ ♩′ ♩
Mit wunderbarer Kraft entledigt.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Was der einen Dichtung zu voller Belebung ihrer rhythmischen Charakteristika hilft, das zerstört bei der anderen alle ihre Schönheiten. Es wird also wohl hier schon zugegeben werden dürfen, daß man imstande ist, aus einer Dichtung heraus gewisse typische Eigenschaften zu erkennen, die, obwohl dem Auge entzogen, für die Charakteristik eines Stückes doch viel wichtiger sind als die äußere metrische Form. Ganz ungleich wichtiger: ich sage dies ohne Bedenken, denn: wenn man einem größeren Publikum (zumal einem Laienpublikum) Gedichte von Busch vorliest, so werden sich dabei sehr wenige Rechenschaft darüber ablegen, wie viele Hebungen ein Vers hat, wohl aber prägt sich der Gesamthabitus der Diktion dem Zuhörer ein und — wenn er über dem Inhaltlichen bis zur Form vorgedrungen ist — so trägt er mit sich fort nicht ein metrisches Schema, sondern den lebendigen Eindruck klingender Sprache. Und diesen Eindruck zu fassen und zu deuten müßte daher wohl die vornehmste Aufgabe der wissenschaftlichen Metrik sein.

Ich könnte die Vergleichung der Charakteristika Stormscher Verse und solcher von Busch noch auf eine ganze Reihe anderer Erscheinungen ausdehnen: aber es liegt mir hier nicht so sehr daran, ein möglichst vollständiges Bild aller Einzelerscheinungen zu geben, als vielmehr zu zeigen, daß man wirklich imstande ist, gewisse typische Eigenschaften klanglicher Natur aus gegebenen Versen herauszufinden. Im übrigen verweise ich durchaus auf die bereits zitierte Sammlung von Sievers. Als Resultat seiner Untersuchungen, sowie meiner eigenen mehrjährigen Arbeit unter Sievers' Führung setze ich hierher, daß in der mhd. Dichtung die rhythmisch-melodischen Eigenschaften der Verse eines Dichters sich mit ganz wenigen Ausnahmen durchwegs gleichbleiben, daß wir also Verse, die in bezug auf rhythmische Struktur und Melodieführung sich wesentlich unterscheiden, mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit verschiedenen Autoren zusprechen dürfen.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Der Rothertext der Heidelberger Handschrift.

Daß der Text des mhd. Gedichtes vom König Rother in der Gestalt, wie ihn uns die Hs. H (Cod. Pal. Germ. 390 der Universitätsbibliothek in Heidelberg) überliefert, das Originalwerk eines einzigen Dichters sei, hat wohl bisher niemand behauptet, der sich ernstlich mit diesem Werke befaßt hat. Vielmehr haben eine Reihe von Forschern an gewissen Stellen sekundäre Elemente zu finden geglaubt, und diese Stellen mit größerer oder geringerer Wahrscheinlichkeit einem Interpolator zugesprochen. So Edzardi Germ. 18, 385 ff., Rückert in der Einleitung zu seiner Ausgabe, Lambel in der Anzeige von Rückerts Ausgabe Zs. f. d. österr. Gymnasien 1873, 188 ff., von Bahder in seiner Ausgabe und Germ. 29, 276 ff., und endlich Wiegand in seiner Schrift: Stilistische Untersuchungen zum König Rother (Germ. Abh. 22), dessen Resultate auf Sicherheit den größten Anspruch zu haben scheinen. Verhehlen wir uns indessen nicht, daß bei einer Arbeitsweise wie Wiegand sie einschlägt, auch vieles daneben gehen kann. Denn wo ein Vergleichsmaterial von vornherein nicht vorhanden ist, kann man aus der stilistischen Untersuchung eines gemischten Textes nur sehr schwer und mit mangelhafter Gewißheit Schlüsse ziehen. Immerhin, manches, besonders seine Vergleichung des ersten und zweiten Teiles, scheint mir richtig und einen wesentlichen Schritt vorwärts in der Rotherkritik zu bedeuten.

Gehen wir an die Tatsachen selbst. Es ist a priori wahrscheinlich, daß ein Gedicht, wie der König Rother, Interpolationen erfahren hat: dies entspricht durchaus dem Brauch der Zeit. Einmal: stofflich neues einzuarbeiten, lag

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

im Interesse der berufsmäßigen Spielleute, welche Dichtungen vortrugen, und von denen jeder der dem Publikum eine interessante Neuheit bieten konnte (sei es auch nur im Dessin), der willkommenere war. Dann aber waren auch formelle Korrekturen durch den Wandel des damals mit der Zeit rasch fortschreitenden Geschmackes bedingt: der Zuhörer des ausgehenden 12. Jahrhunderts (um 1200 ist H geschrieben) hatte ein für Formschönheit empfängliches Ohr, wenigstens sofern er bestimmten Kreisen angehörte, und wer diesen Kreisen gefallen wollte, der mußte darauf bedacht sein, einen Sinn nicht zu verletzen, der an die Feinheit Hartmannscher Verse gewöhnt war. So brachte es, ich möchte sagen, das geschäftliche Interesse eines Standes mit sich, daß so viele von den Dichtungen ungenannter Autoren aus dem 12. Jahrhundert später überarbeitet und erweitert wurden, ja daß man sich sogar am Eigentum eines Eilhard von Oberge vergriffen hat.

Für den König Rother kommen wir aber im besonderen über die Stufe bloß allgemeiner Vermutungen noch um ein gutes Stück hinaus. Ein glücklicher Zufall hat uns außer H noch einige Fragmente anderer Hss. erhalten. Von diesen scheint das Münchener Bruchstück (M) eine ursprünglichere Form zu haben als H, indem die Verse 4107 f. und 4115 bis 4142 (Zählung nach v. Bahders Ausgabe) in M fehlen. Es ist in hohem Grade wahrscheinlich, daß diese Verse nicht in M verloren, sondern in H neu hinzugekommen sind. Diese Annahme gewinnt eine Stütze durch die Vergleichung von H mit anderen Fragmenten, z. B. dem Badener (B); ich setze eine Probe her (1002 ff.):

H	B
unde vordirte sîn wicgewête	unde vorderte sîn wît gewête.
her sprach: „man bûtit uns hi unrechte,	„man biutet uns hie unrede stete“
ir habit mînen hêrren zo swache gezalt.	er sprach zo Constantîn dem kunich rîchen,
	„ir habet mînen herren Dietrîchen
	ein tail ze swache gezalt.
Rôther sante gôte knechte in diz lant,	Rûther sande in ditz lant chneht balt,
sower die heiz binden,	swie ir die hiezzet binden,
des mochte her noch lîchte untgelden.“	die enmohtens niht erwinden.“

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Wir sehen hier sofort eines: es ist an dem Rothertext (B) stark korrigiert worden, ebenso ist es in anderen Hss., zumal in E,[1]) wo außer der Umarbeitung gegenüber H noch von zweiter Hand Reimworte angeflickt sind, z. B. 1387 f.:

dô enstûnt ez niht lange dô
ê Dietrîch der manne sô

Wenn also in anderen Hss. am Rother korrigiert wurde und Erweiterungen gemacht wurden, so kann dies wohl auch an der betreffenden Stelle bei H der Fall gewesen sein.[2])

Wie aber hat man sich die Tätigkeit der Interpolatoren vorzustellen, und in welcher Weise ist das Gedicht entstanden, das in H überliefert ist? Ich habe oben aus allgemeinen Gründen angenommen, daß wir einerseits Zuwachs mit inhaltlich Neuem, andererseits formelle Korrektur des bereits Vorhandenen zu finden erwarten müssen. Das erstere nur wurde bisher meist wesentlich in Betracht gezogen, indem man besonders beschreibende oder reflektierende Partien einem Interpolator zugeschrieben hat (vgl. die Zusammenstellung der ausgeschiedenen Verse durch Wiegand S. 165). Das letztere aber, die Frage nach einer Umarbeitung alter Textteile in formeller Beziehung, scheint mir noch nicht genügend erörtert zu sein; und das wundert mich, denn es lag so nahe, im Hinblick auf die Fragmente. Die Differenzen zwischen H und BE sind nahezu alle durch Korrekturen der Form, besonders des Reimes, hervorgerufen. In E sind die gegenüber H bereits verbesserten Reime nachträglich nochmals geändert. Während M in der Reimtechnik auf derselben Stufe steht wie H, ist der Bearbeiter des Arnswaldischen Fragments (A) sichtlich vom Streben nach reineren Reimen erfüllt gewesen. Wir werden demnach mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen, daß H seiner Vorlage ungefähr ebenso gegenüberstehe

---

[1]) Das Ermlitzer Fragment, Germ. 29, 229 ff. zur selben Hs. gehörig wie B.

[2]) Ich sage das nur mit Vorbehalt; die Verse 4107 f. sind nach meiner Überzeugung ein sicheres Plus von H, während 4115 ff. in M ausgefallen sein können, wenn man bedenkt, daß die Abschnitte 4115 ff., 4143 ff. und 4155 ff. ungefähr gleich beginnen, was einen Fehler beim Abschreiben auch als möglich erscheinen ließe.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

wie B zu H, d. h. daß der in H überlieferte Text a priori keine Gewähr dafür bietet, daß auch die von allen Kritikern einmütig für alt erklärten Stücke wörtlich oder nahezu wörtlich so im Originaltext, ja selbst nur in der Vorlage von H, gestanden haben. Und dies ist der stärkste Einwand, den man gegen Wiegands verdienstvolle Untersuchung machen muß, daß einerseits auch in interpolierte Stellen aus dem ursprünglichen Wortlaut manches hineingetragen sein, und daß Altes andererseits wieder durch die Tätigkeit eines Überarbeiters Änderungen erfahren haben kann, welche in ihrer charakteristischen Ausdrucksweise auf Interpolation deuten. Und vergleichen wir wieder H mit dem ihm in der Reimtechnik ganz nahestehenden Fragment M, welcher Unterschied ist hier im Einzelnen! Hier wieder eine kleine Probe (4624 ff.):

H	M
„nû der kuninc Constantîn	„sît der chunec Constantîn
rîdit ûz intgegin dî,	rîtet ûf die gnâde dîn,
daz dû ime lâzis den lîf.	nû lâze ime sînen lîp;
hê bringit dir daz scôniste wîf.“	er bringet ein vil scône wîp.“
„iz wêre vil wol“, sprach Asprîân,	„ez wâre deshalp vil wol“, sprach Asprîân,
„worde ime ein bôlslac geslân“.	„wurde im doh ein mûlslac getân“.

Wer will hier noch die Original-Lesart erschließen können? Hätten wir nur B, so könnten wir uns ev. bei H beruhigen, aber wir müssen wohl annehmen, daß solche Differenzen zwischen H und M durch den ganzen Text in ungefähr derselben Weise durchlaufen. Also: das Material, das der H-Text zu Wiegands Untersuchung geliefert hat, ist vielfach fraglichen Wertes, besonders dort, wo Wiegand sich auf Einzelheiten (Epitheta und dergleichen) stützt. Mit dieser Reserve muß ich das oben über Wiegand abgegebene Urteil noch versehen. Was aber bleibt von seinen Resultaten dann noch bestehen?

Vergleichen wir H mit den Fragmenten, so finden wir bei verhältnismäßig starken Abweichungen im Wortlaut doch eine gar nicht so große Differenz im Bestand der Verse. Wie schon erwähnt fehlen in M die Verse 4107 f. und 4115—4142 des H-Textes: hiervon könnte (s. o. S. 12 Anm.) die größere Lücke als zufälliger Verlust von M aufgefaßt werden. A und B

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

stimmen durchwegs zu H: was in B an Plusversen steht, ist durch die Annahme formaler Korrektur zu erklären. E hat an der Stelle wo die Überlieferung beginnt, einen Einschub von 10 Versen (der aber noch größer gewesen sein muß), sonst stimmt es inhaltlich durchwegs zu H, in derselben Weise wie B, mit dem es ursprünglich zu einer Hs. gehört hat. Fassen wir diese Differenzen zahlenmäßig zusammen, so haben wir eine Doppelüberlieferung für die Verse (nach v. Bahders Ausgabe) 1002—1054 in HB, 1387—1815 in HE, 4062—4080, 4099—4148 (abzüglich der erwähnten 29 Verse), 4584—4604, 4621—4640 in HM und 5140—5152, 5164—5178 in HA; also für ca. 580 Verse, d. i. mehr als 10 % des Gedichtes. Darauf entfallen ca. 40 abweichende Verse, deren Interpolation aus formalen Gründen nicht erklärt werden kann. Das ist eigentlich sehr wenig, und so drängt sich die Frage auf: ist anzunehmen, daß H (oder M) gegenüber dem Original auch nur so wenige größere Interpolationen erfahren hat, daß H zum Original vielleicht so stünde, wie BE zu H? Diese Frage muß aber strikte mit nein beantwortet werden.

Wir haben wie mir scheint einen sicheren Anhaltspunkt, der uns die Größe der Kluft zwischen dem Original und der Fassung des Textes in H ungefähr abschätzen läßt.[1]) Da Rother um seine Gesandten nach Konstantinopel fahren will, rät ihm erst Berchther eine Heerfahrt (492 ff.). Dagegen meint Rother selbst (514 ff.) und seine Ratgeber (586 ff.), daß dies zu viel sei:

der herverte ist ein têl zo vil,
unde ob dû iz tûn wil,
so machtû dich aller best bewaren,
wiltû in recken wîs over mere varen.

Durch den Gegensatz, in den das schon 560 erwähnte „in recken wîs“ hier zu „hervart“ gesetzt wird, ist dieser Ausdruck durchaus eindeutig; es kann hier nur gemeint sein eine

[1]) Eine Vergleichung der Thidrekssaga lehrt hier nichts, da wir nicht wissen können, ob eine ältere Gastalt unseres Gedichtes die Quelle abgab, oder der Stoff in irgend welcher anderen Form nach dem Norden gebracht wurde.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Fahrt, die der König mit nur geringer Begleitung unternehmen soll, im Gegensatz zum Massenaufgebot eines Kriegszuges. Hierzu stimmt genau die Episode 811 ff., wo Rother während der Fahrt zu Schiffe seinen Begleitern den Eid abnimmt, daß sie ihn Dietrich nennen, eine Stelle, die unbedingt voraussetzt, daß alle auf einem einzigen Schiffe fahren.[1]) Demgegenüber erscheinen 650 f. zweiundsiebzig (!) Könige zur Gefolgschaft; 648: dô gewan her michele heres kraft; 748 ff. hat Rother 12 Herzöge mit je 200 Rittern = 2400 Ritter (wieviel Knechte sind hier noch dazu zu rechnen?), und wir hören aus zwei Stellen:

781 f. dâr die kiele wâren
sô wîtine gereitôt
und 802 f. dô wâren des kuningis kiele
gereitit vil schîre

ausdrücklich, daß der Transport durch eine Flotte (oder mindestens eine Mehrheit von Schiffen) vollzogen wird. Dagegen hält Vers 848 die alte Vorstellung von nur einem Schiff wieder fest:

wande unser was ein michil teil,
dê nê zo rechte nebesâgen den kiel.

Diese Widersprüche kann man einzig dadurch erklären, daß man annimmt: wir haben in H mindestens zwei Schichten übereinander, von denen die ältere den Ausdruck „in recken wîs" als Einzelfahrt meinte und dementsprechend auch ursprünglich erzählt hat; eine zweite, die der Fahrt ein glänzenderes Gepräge geben wollte, liegt darüber und hat bis auf wenige Spuren das alte verwischt; dadurch ist der Leser des H-Textes gezwungen, das „in recken wîs" mit dem Überarbeiter im Sinne der Verse 920 ff. zu deuten. Damit aber muß auch das ganze Auftreten Rothers in Konstantinopel für die ältere Schichte ein vollständig anderes sein; und nun

[1]) Nebenbei bemerkt wäre bei einer solchen Masse von Begleitern, wie sie Rother nach H in Konstantinopel hat, die Wahrung eines so wichtigen Geheimnisses nicht sehr wahrscheinlich: schon dieser bestimmt alte Zug deutet auf einen ganz kleinen Kreis.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

bitte ich den Leser sich selbst ein Bild davon zu machen, wie viel von dem in H überlieferten Texte darnach noch auf Originalität Anspruch erheben darf! Aus diesem starken und an mehreren Stellen bezeugten inneren Widerspruch des H-Textes heraus können wir erschließen, daß diesem Text zum Teil ein Gedicht zugrunde liegt, das sich fundamental von dem unterscheidet, was wir jetzt Rother nennen, das vor allem viel knapper gewesen sein muß, als der Text in H.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Zur Entstehungsgeschichte des Heidelberger Rothertextes.

Nach alldem muß wohl der Wunsch rege werden durch einen Rekonstruktionsversuch zu zeigen, was am Rother alt, was neu ist. Wer dies unternehmen will, muß sich zunächst der oben klargelegten Schwierigkeiten bewußt werden, muß vor allem bedenken, daß wir an keiner Stelle in H den Wortlaut des Originals zuverlässig verbürgt haben; man wird sich also höchstens versprechen dürfen, daß man im günstigsten Fall den Versbestand der Originaldichtung werde annähernd erschließen können; doch muß man sich jede Hoffnung versagen, eine wortgetreue Rekonstruktion durchführen zu können.

Wird wenigstens das erstere möglich sein?

Um darauf zu antworten muß ich weiter ausholen. Ich habe oben (S. 11) einige Verse von H und B nebeneinander gestellt und dazu die Vermutung ausgesprochen, daß auch H gegenüber einer älteren Überlieferung eine ähnliche formale Überkorrektur erhalten haben möge wie B gegenüber H. Für diesen Fall wäre die eben gestellte Frage zu verneinen, denn wenn H eine derartige, bis ins kleine gehende Gesamtredaktion erfahren hätte, dann könnte man wohl kaum mehr etwas scheiden. Wer aber das Heidelberger Gedicht einer aufmerksamen Prüfung unterzieht, der findet eine starke Ungleichmäßigkeit der einzelnen Partien in metrisch-rhythmischer Beziehung: je mehr wir gegen das Ende hin kommen, desto glatter werden die Verse, desto einheitlicher der Tenor und die rhythmische Struktur des Ganzen, während zu Anfang eine große Variabilität der Form herrscht. Dies könnte seinen Grund darin haben, daß der zweite Teil von einem anderen

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Autor stammt als der erste. Dann aber müßten wir einen scharfen Einschnitt in der Technik an einem bestimmten Punkt zu finden erwarten; ein solcher aber ist nicht vorhanden. Im Gegenteil glaube ich im Verlaufe des Gedichts ein langsames Hinübergleiten in eine gewisse Konstanz der metrischen Form wahrzunehmen, die zu Beginn nicht vorhanden ist. Dadurch bin ich auf die Vermutung gekommen, daß wir am Anfang des Rother mehr ein Nebeneinander von Altem und Neuem haben, als ein Übereinander, daß hier mehr interpoliert als korrigiert worden sei, während von ca. 900 an eine Überarbeitung im engeren Sinne des Wortes stattfand, die erst bescheidener, dann immer kühner am Wortlaut der alten Verse besserte. Und da meine Untersuchung sich auf metrische Kriterien stützen soll, so habe ich mich entschlossen, hier nur diesen ersten Abschnitt vorzulegen, da die Resultate hier für mich größere innere Gewißheit haben und es hier voraussichtlich auch leichter gelingen wird den Leser zu überzeugen.

Ich habe oben (S. 4 ff.) an einem Beispiel ausgeführt, wie man den typischen Klang von Storms und Buschs Versen auf bestimmte rhythmische Elemente zurückführen kann.[1]) Weiter habe ich mich (S. 9) zu der Überzeugung bekannt, daß solche spezifischen Erscheinungen rhythmisch-melodischer Natur bei den mhd. Autoren sich mit wenigen Ausnahmen (vgl. Sievers Rh.-M. St. S. 13 f.) in auffallender Weise in a l l e n ihren Versen wiederfinden.

Gehen wir an die Lektüre des Rothertextes, so werden dem auch nur einigermaßen geübten Ohr eine Reihe von Ungleichmäßigkeiten in der rhythmischen Struktur der Verse auffallen, wie wir sie z. B. in einem Text von Hartmann nie treffen: Ungleichmäßigkeiten, wie sie größer kaum gedacht werden können (wie sie auch in den mittleren oder späteren Partien des Gedichtes nicht mehr vorkommen), z. B. 142 ff.:

„daz newiderredtich durch neheinen man:
wir sulen ûch alle sîn underdân.“

---

[1]) Warum ich die von Sievers ebenso betonten melodischen Elemente nicht mit in den Kreis meiner Betrachtung ziehe wird sich im Verlauf der Arbeit zeigen.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

eilf grâven ime dô swôren,
daz sie erme hêrren umbe die maget vôren.
sie wâren dem kuninge alle holt;
daz machete silber unde golt,
daz er in kuninclîche gap.
sie wurben des hêrren bodescap.

Ich glaube nicht, daß jemandem der starke Unterschied, der hier zwischen den ersten vier Versen und den darauffolgenden besteht, entgehen kann; im Anschluß an solche Beobachtungen habe ich die einzelnen Verse auf ihre rhythmische Struktur hin untersucht, und bin dabei zu einem Ergebnisse gekommen, das mich die oben getane Frage, ob eine Scheidung zwischen altem und neuem Bestande im Rother möglich sei, mit ja beantworten läßt.

Als mich Herr Professor Sievers das erste Mal auf die starken rhythmischen Differenzen aufmerksam machte, die zwischen verschiedenen Stellen des Rothertextes herrschen, die er selbst bereits aufgelöst hatte, da ging seine so wie meine Ansicht zunächst dahin, daß wir es mit einem einzigen Interpolator zu tun hätten. Demnach verfolgte ich zunächst solche Unterschiede, wie sie sich in dem eben angeführten Beispiel 142 ff. zeigten, Unterschiede, die ich vorläufig kurz dahin charakterisieren will[1]: die ersten vier Verse erfordern bei langsamem Sprechtempo starke Akzente und pathetischen Vortrag in tiefer Stimmlage; die letzteren höhere Stimme und schnelleres Hinweggleiten im Vortrag, was an sich schon ein kräftigeres Hervorheben der Akzente und großes Pathos unmöglich macht; dabei haben wir in dieser Gruppe dipodische Bindung, gegenüber der Monopodie der ersten vier Verse. Im Verfolg dieser Beobachtung ließ sich nun zwar eine Reihe von Stellen glatt lösen, aber an noch mehr Stellen konnte eine Zugehörigkeit der Verse weder zum einen noch zum anderen Typus festgestellt werden. Dies mußte zu der Annahme führen, daß wir es nicht nur mit éinem Interpolator zu tun haben, sondern daß — wie sich immer deutlicher zeigte — eine ganze Reihe von mehr oder minder begabten Dichtern ihre Kunst

[1]) Genaueres hierüber siehe unten in der rhythmischen Analyse der einzelnen Autoren.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

am Rother versucht hatten, eine Reihe die vollständig zu überblicken ich auch heute noch nicht imstande bin.[1]) Im folgenden will ich nun diejenigen Autoren einer Untersuchung unterziehen, welche nach meiner Ansicht durch eine größere Textstrecke im Stück 1 bis 1000 vertreten sind, und ich werde versuchen die charakteristischen Eigenschaften ihres Versbaues darzustellen, um auf Grund dessen zu zeigen, daß eine Scheidung wie die vorgenommene im Prinzip gerechtfertigt ist.

Liest man 430 ff.:

nû wertiz jâr unde dag,
daz vil manic man lac
in deme kerkenêre
unde qualitin sich sêre,

so wird man, glaube ich, schon nach dieser kurzen Probe eine gewisse Ähnlichkeit mit den oben analysierten Versen von Busch wahrnehmen: eine Ähnlichkeit, die im wesentlichen auf dem starken Hervorheben der Reime beruht, das wir oben (S. 5 f.) für Busch konstatiert haben. Ich sage eine gewisse Ähnlichkeit: denn teilt dieser Text mit Busch diese eine Eigenschaft, so hat er doch manche andere, die wir bei Busch nicht fanden. Ein strenges Durchtaktieren zum Beispiel ist hier unmöglich: der Leser lasse sich die Mühe nicht verdrießen und führe alle Versuche, die ich als 'möglich' resp. 'unmöglich', 'richtig' oder 'falsch' bezeichne, laut oder leise sprechend durch; nur dann wird er sich ein Bild der rhythmischen Verhältnisse schaffen können; er versuche also hier einen regelmäßigen Takt durchzuführen, indem er alle Hebungen gleich stark betont. Dies wird niemanden befriedigen können: denn die Verse haben auffallend stark ausgeprägte dipodische Gliederung:

nû wèrtiz jấr ùnde dág,
dàz vil maníc mán lȁc
ín deme kèrkenế̂re
unde quálitìn sich sế̂re.

---

[1]) Wiegand möge darin eine Bestätigung seiner Anschauung sehen, daß das, was am Rother gegenüber dem alten Bestand zugewachsen ist, unmöglich von éiner Hand stammen könne.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Von den beiden Dipodien dominiert durchaus die zweite, wodurch der Schwerpunkt der Verse des Dichters an den Schluß der Zeile verlegt wird, so daß in der Regel die letzte Hebung als die stärkste erscheint, sogar dort wo die natürliche Wortbetonung es anders erwarten ließe, wie z. B. in V. 432:

in deme kerkenêre.

Ich betone diesen Vers nach Typus A, obwohl ich weiß, daß die natürliche Betonung des Wortes kerkenêre Typus D verlangt. Wenn ich jedoch lese

ín deme kérkenère,

so rückt der ganze Vers so stark über das Tonniveau der übrigen Stücke dieses Autors heraus, daß ich genötigt wäre ihm diesen Vers abzusprechen. Bei der Betonung nach Typus A bleibt er so tief wie alles übrige. Demnach also fasse ich die Stimmlage unseres Autors als tief (nicht zu tief, aber etwas unter der normalen Mitte).[1] Jede Zeile bildet ein geschlossenes rhythmisches Stück für sich, doch haben wir keine derartige Bindung von je zwei Versen, wie etwa oben bei Busch, wir können daher wohl nach jeder Zeile etwas pausieren, nicht aber nach jeder zweiten einen stärkeren Einschnitt vertragen. Im Versinneren haben wir zwei Pausen, von denen die zweite (die vor der stark betonten Hebung) die größere ist und dadurch mithilft, dieser Hebung besonderen Nachdruck zu verleihen:

nû wertiz jâr | unde || dag,
daz vil manic | man || lac
in deme | kerke||nêre
unde quali|tin sich | sêre.

(im folgenden verwende ich nach Sievers Rh.-M. St. S. 117 und Metrische Studien S. 49 zur Bezeichnung der Ursachen solcher Pausen den Ausdruck „psychische Brüche“). Diese Brüche

[1]) Ich habe hierzu zu bemerken, daß ich als Steirer hochdeutsch intoniere, d. h. daß niederdeutsche Leser dort wo ich hohe verlange, tiefe Stimme, wo ich tiefe sage, hohe für angebracht halten werden, weshalb ich solche Leser bitte hier und im weiteren stets für hoch tief zu lesen und umgekehrt. Bezüglich dieser Erscheinung kann ich hier nur auf Sievers Rh.-M. St. S. 63 und 86 ff. verweisen.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

sind hier verhältnismäßig wenig stark, man kann daher die Pausen nicht sehr überdehnen; betrachtet man den ganzen Tenor, so findet man einen anmutigen Wechsel von stark und schwach in Hebungen und Senkungen einerseits und zwischen den einzelnen Hebungen andererseits, jedoch so, daß die Differenzen in der Stärke nicht sehr groß sind (vgl. dagegen Busch!). Das schließt einen Vortrag mit großer Emphase aus und bewirkt ein angenehmes, ruhiges Dahinfließen der Rede in einem nicht zu raschen Tempo. Es ist nichts Gehacktes in der Sprache, sondern weich und gebunden (legato) wird man diesen Text sprechen müssen, um dem nahe zu kommen, was als charakteristische Eigenheit vom Autor seinen Versen mitgegeben wurde.

Diesen Autor bezeichne ich mit I (= Interpolator). Er war einer der letzten, die an dem Heidelberger Text geschaffen haben: er hat nicht nur zu- sondern auch umgedichtet und macht sich an vielen Stellen des Textes bemerkbar. Ich schreibe ihm folgende Stellen zu, welche die oben beschriebene Vortragsart verlangen:

364 f.
370 f.
430—447 außer 442 f.
524 f.
580 f.
596—603 außer 598 f.
608 f.
622 f.
628—631
634—643
684—689
742—747
895 f.

Die interessanteste Stelle von diesen ist 742 ff., die erste Erwähnung der Tengelinge. Und gerade diese Stelle bietet keine sichere Gewähr für die Richtigkeit des Wortlautes; denn die Verse, auf die es ankommt (746 f.)

an eime vil schônin ringe.
her was von Tengelingin,

die in diesem Wortlaut den Typus von I verraten, kehren 2959 f. mit einer kleinen Variante wieder:

an ênim schônim ringe,
der was von Tengelinge,

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

mit einer Variante, welche die Zuweisung an I unmöglich macht; die Tonlage ist höher, die rhythmische Struktur eine wesentlich verschiedene. Bei der Schlechtigkeit der Überlieferung kann man aber von vornherein nicht sagen, wie der Text von Hause aus lautete, ob diese Verschiedenheit ursprünglich ist oder nicht. Auch die Rhythmik oder Melodik hilft hier wenig; denn ein Vers kann, aus seiner Umgebung losgelöst, sehr vieldeutig sein: erst durch den Zusammenhang, in dem er steht, offenbart er seine eigenste Natur: er hört sich in geänderter Nachbarschaft oft wesentlich anders an. So lese ich 747 unwillkürlich nach I, nicht aber 2960. Dennoch möchte ich dafür sprechen, daß die erste Erwähnung der Tengelinge nicht von I stammt, und zwar aus folgendem Grunde: alle weiteren Stellen, an denen im Rother das Geschlecht der Tengelinge erwähnt wird, tragen ziemlich einheitliches Gepräge und scheinen (so weit ich bisher sehe) der Mehrzahl nach einen gemeinsamen Autor zu haben; dieser ist aber sicherlich nicht unser I, ja keine einzige Stelle der folgenden Tengelingeepisoden stammt von seiner Hand. Daher möchte ich annehmen, daß der V. 747 „her was von Tengelingin" nicht ursprünglich hier gestanden hat, sondern vom Dichter der übrigen auf die Tengelinge bezüglichen Stellen, den ich (einer ausführlicheren Untersuchung vorgreifend) T nenne, hier hereingesetzt wurde; andererseits aber hat T bei I eine Anleihe gemacht und dessen Vers „an eime vil schônin ringe" 2959 verwendet. Von I stammte dann nur der Name Amelger, an den von T Wolfrat und die Tengelinge angeknüpft wurden.

In bezug auf das übrige möchte ich nochmals auf das verweisen, was ich soeben über die Beurteilung einzeln stehender Verse gesagt habe; ich habe I eine Reihe isolierter Verspaare zugeschrieben, welche mir die diesem Dichter zukommende Vortragsform zu verlangen scheinen: das würde sich aber vielleicht teilweise anders stellen, wenn diese Verse in anderem Zusammenhange stünden.[1]) Man muß eben im Auge behalten, daß gerade für solche Fälle nur tadellose Überlieferung eine weitgehende Erkenntnismöglichkeit verbürgt und

[1]) Das Wesentliche ist mir die Differenz zwischen diesen Versen und ihrer Umgebung.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

daß uns in dieser Hinsicht die Heidelberger Handschrift leider sehr im Stiche läßt.

Ich wende mich einer anderen Vortragsform zu (366 ff.):

dô sprach der herre Erwîn
zo Lûpolde deme meister sîn:
„owî, lieber brûder mîn,
wie lange sul wir hie sîn?“

Das auffallendste an diesen Versen scheint mir zu sein, daß die vorletzte Hebung an Kraft ebenso die ausgezeichnetste ist, wie sie in der Tonlage aus der ganzen Zeile heraustritt. Wir haben zwar auch hier Dipodien; aber die Zweiteilung macht hier nicht einen so starken Eindruck wie bei I, denn sie wird gekreuzt durch ein dem Autor I durchaus fremdes Element, das Ansteigen des Verses zur dritten Hebung, der in starkem dynamischen wie melodischen Gegensatz die vierte wie abgehackt folgt. Dabei bilden je zwei Zeilen eine melodische Einheit, in der Weise, daß die Verse 2 und 4 die entgegengesetzte melodische Kurve haben, wie 1 und 3;[1]) also lese ich diese Verse:

dô spŕach der hèrre E̋rwìn   zo Lúpòlde deme mei̋ster sìn:

„owí, lìeber brűder mìn,   wie lánge sùl wir hi̋e sìn?“

wobei die unter den Text gesetzten Punkte die Tonhöhenverhältnisse der Hebungen zueinander bezeichnen sollen. Es wird sofort auffallen, daß in den Versen 2 und 4, wo die stark betonte Hebung auch in der Melodie am höchsten liegt, diese Hebung viel mehr hervortritt als in 1 und 3, wo sie tief unter das Durchschnittsniveau sinkt; dies gilt aber nur für hochdeutsche Intonation (vgl. oben S. 21); für den niederdeutschen Leser wird sich die Melodie umkehren und daher in 1 und 3 der Höchstton auf die dritte Hebung fallen, und in 2 und 4 die tiefste Stelle, so daß vermutlich für den Niederdeutschen

[1]) Melodische Kurve nenne ich nach Sievers jene melodische Linie, welche in ihren wesentlichen Punkten bestimmt wird durch die Tonlage der einzelnen Hebungen zueinander.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

die Verse 1 und 3 charakteristischer klingen werden. So kennzeichnet sich dieser Text gegenüber der Dichtung von I sofort durch den bezeichneten Gegensatz von stark und schwach, der, erhöht durch die typische Melodieform, weit größer ist, als bei I; ebenso wie die dritte Hebung über die anderen, dominieren die Hebungen wesentlich über die Senkungen, so daß jener wohltuende Ausgleich, den wir bei I fanden, hier einem schroffen Gegenüber von betont und unbetont, von stark und schwach gewichen ist, das durch kein Bindemittel überbrückt, vielmehr durch das Vorhandensein vieler kurzer Pausen noch verstärkt wird; längere Pausen, die eine engere Bindung der durch sie getrennten Stücke in sich bewirken würden, fehlen durchwegs: so zerfallen die Verse in eine Reihe von Brocken, deren kräftigster Zusammenhalt im Anschluß an die melodisch unterstrichene Haupthebung besteht; wir haben hier die typischen Kennzeichen eines ausgesprochenen Staccato-Vortrags, während wir bei I legato fanden. War bei I ein strenger Takt nicht durchgeführt und mußten wir dort unsere Rede zuweilen beschleunigen, zuweilen ihren Fluß hemmen, so finden wir nun ein scharfes Festhalten des einmal eingeschlagenen Tempos, das ein etwas langsameres ist als beim Durchschnitt von I. Die Stimmlage ist wesentlich höher als bei I, und eine größere Lautheit im Vortrag der Verse scheint mir unbedingt erforderlich.

Solche Vortragsformen verlangen folgende Verse:

39 f.	372 f.
43 f.	507—510 (außer 508)
69 f.	530—533 (?)
77 f.	598 f.
88 f. (?)	618 f.
150—160	690 f. (nicht rein)
194 f.	714 f.
238—241	730 f.
264—267 (außer 267)	750 f.
272 f.	754 f.
310 f.	766—771
326 f.	901 f.
366—369	905—908

Digitized by Google

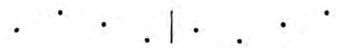
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

2211 f.	2231 f.
2221 f.	2445 – 2450.[1])

Ich nehme diese also für einen Autor in Anspruch, den ich E nenne, weil er sichtlich die Person des Erwin in den Rother eingeführt hat. Da auch E Dipodiker ist, also 'Typenverse' schreibt, betont er natürlich die Typen B und E nicht auf der dritten Hebung am stärksten; dafür tritt dann die vierte Hebung mit besonderer Kraft hervor; z. B. 618 f.:

der sîn immer icht gespare,
swilichin enden er gevare

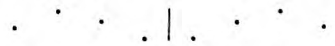
wobei auch eine Verkehrung der Melodie in dieser Weise erfolgt:



also doch wieder das Gegenspiel der beiden reimenden Verse; wenn Verse von Typus A und B (oder prinzipiell ebenso gegensätzliche) gebunden werden, erscheint der A-Vers in der ihm eigentümlichen Melodie, ebenso wie B; z. B. 310 f.:

dû bist ein wêtlîcher man,
dû salt mînen urlob hân

mit der Melodie



Dabei erhalten wir aber nur ein umso deutlicheres Bild von der nahen Verwandtschaft der beiden Formen, denn auch diese beiden Kurven sind symmetrisch. Man lasse sich hier durch den starken Gleitton nach oben, den die Silbe „man" trägt, nicht verleiten, die letzte Hebung für zu hoch zu halten: sie wird tief begonnen, und das ist das Wesentliche. Den steigenden Gleitton überhöre man nicht, er umfaßt ungefähr

[1]) Hier muß nach 2446 Doppelpunkt stehen, da wir sonst eine ganz verkehrte Reihenfolge der Melodien erhalten nämlich:

während die Lesung mit Doppelpunkt wieder die sonst gefundene Kurve ergibt, nach der je zwei durch den Reim gebundene Verse Gegenmelodie haben.

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

eine Oktave und hat in den zweisilbig-stumpfen Ausgängen wie 618f. seine Parallele in dem Kontrast zwischen der betonten und der unbetonten Silbe, die auch ca. um eine Oktave auseinanderliegen:

der sîn immer icht gespa.re˙,
swilichin enden er geva˙re.

(wobei die den Vokalen nebengesetzten Punkte die relative Tonhöhe bezeichnen sollen). Dies aber wiederum ist nichts weiter als das rudimentäre Überbleibsel des auffallenden Tonschrittes, den ich vorhin in den Versen des Typus A zwischen der dritten und vierten Hebung fand; diese Neigung von E am Versende einen Höhenkontrast anzubringen, konzentriert sich natürlich beim Typus B auf die letzte Silbe und taucht dort in den beschriebenen zwei Unterarten auf: dies vorläufig nur in stumpf ausgehenden Versen. Für die dreihebigen Verse mit klingendem Ausgang werden wir nach dem Gesagten schon rein theoretisch erwarten dürfen, daß der Kontrast zwischen der dritten Hebung und der letzten Silbe liegen werde, und wir werden daraus weiter schließen, daß eine notwendige Folge dieser charakteristischen Eigenschaft der Versschlüsse sein müsse, daß diese Verse unter starker Betonung der letzten Silbe noch als vierhebig gelesen werden können. Das wird denn wiederum durch die Praxis durchaus bestätigt, vgl. z. B. 43f.:

die mír sô wòl gevállè,
daz ìr sie lóbit állè.

I, dessen Verse ein ganz anderes rhythmisches Gepräge tragen, betont seine 'klingend' ausgehenden Verse auf der letzten Silbe nicht; in 364f.:

nû mugider hôren mére
dê nôte von den hérren

z. B. würde der Vortrag wohl unmöglich erscheinen wenn wir mérè und hérrèn lesen wollten. Am deutlichsten sieht man das an Stellen, wo I und E zusammenstoßen, wie 370ff.:

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

wer helfit nû den mâgen,
den wir gôtis schuldic wâren, } I
oder weme sal unser erbe
zo jungestin werde? } E

Dies bleibt sich durch alle Verse von I gleich, und wir haben reichliche Beispiele, denn I bevorzugt ungemein die klingenden Reime (90 %), ebenso wie E sie meidet (25 %). Die Reinheit der Reime ist verschieden: I hat ca. 35 %, E ca. 48 % reine Reime.[1]) Werden wir auch aus diesem Verhältnis gewiß schließen dürfen, daß E der Zeit nach später liegt als I, so möchte ich doch davor warnen, die Differenz von 35 : 48 zu sehr zu pressen und eine allzu große zeitliche Distanz zwischen I und E anzusetzen. Denn bei der großen Bevorzugung der klingenden Reime durch I ist für ihn das Reimen schwieriger als für E mit seinen 75 % stumpfer Reime. Hat E, der sorgfältiger reimt als I, erst nach diesem am Rother gearbeitet, so müssen wir die Forderung aufstellen, daß überall, wo beide Autoren zusammenstoßen, I die Grundlage bilde und E als Überarbeitung oder Einschub in I aufgefaßt werden könne; dies ist auch wirklich der Fall. Aus der Stelle 364 ff. stammt der Grundtext von I. E hat das Stück überarbeitet: ob erweitert oder verkürzt, läßt sich nicht sagen, jedenfalls hat er es verstanden, wieder seinen Erwin in den Vordergrund zu rücken:

nû mugider hôren mêre
dê nôte von den hêrren. } I
dô sprach der hêrre Erwîn
zo Lûpolde deme meister sín:
„owî, lieber brûder mîn,
wie lange sul wir hie sîn? } E
wer helfit nû den mâgen,
den wir gôtis schuldic wâren } I
oder weme sal unser erbe
zo jungestin werde?" } E

Ebenso ist 598 f. und 690 f. (ein Einschub oder) eine Verbesserung, die E am I-Text angebracht hat.

---

[1]) Wer daraus glaubt diese Autoren datieren zu können, möge dies tun: ich enthalte mich hier dessen mit Bewußtsein.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

So sehe ich denn in E im wesentlichen den letzten Bearbeiter, der an diesem Teil der Rotherdichtung seine Kunst versucht hat. Erwin, von ihm erst eingeführt, wird in keiner der früheren Schichten genannt. Über seine Erwähnung in V. 488 wird bei der Besprechung dieser Stelle zu handeln sein. Daß aber am Text von E nicht mehr stark geändert worden ist, das ist insofern wesentlich, als man für E noch durchwegs reine melodische Kurven aufzeichnen kann, während dies schon für I nicht mehr möglich ist. Die Melodie ist ja unser feinstes Kriterium: sie ist konstant wie die rhythmischen Charakteristika der Verse, doch leidet sie schon unter der kleinsten Entstellung des originalen Textes, sei es durch Änderung eines Vokals oder eines Konsonanten, sei es durch Einfügen eines Lautes, wo er nicht hingehört. Daher können wir die Melodieprobe nur bei verhältnismäßig gut überlieferten Texten mit Erfolg anwenden. Somit habe ich sie für E noch brauchen können, für I aber gibt sie nicht mehr reine Resultate und daraus möchte ich schließen, daß E, wenn auch einer der letzten, so doch nicht der einzige Bearbeiter des Rother nach I gewesen ist.

Wenn ich von Bearbeitern spreche, so muß man dabei stets im Auge behalten, was ich oben (S. 10f.) im allgemeinen über die Entwicklung einer Dichtung in damaliger Zeit vermutet habe. Man wird andererseits die Art der Überlieferung, die gewiß vielfach nur eine mündliche war, mit in Betracht ziehen müssen. Dabei ist wohl klar, daß eine Lücke im Gedächtnis eines Fahrenden leicht durch ein paar selbstgemachte Verse ausgefüllt wurde, daß Zufälligkeitsänderungen und Flickstückchen angebracht wurden, die nicht das Resultat einer bewußten Bearbeitertätigkeit sind. Solche Stücke müssen, so klein sie sind, natürlich auch ausgeschieden werden, wenn sie sich im Text finden; und sie finden sich. Eine Reihe von Stellen heben sich im Rother von ihrer Umgebung deutlich in Stimmlage und Rhythmus ab, ohne daß ich in der Lage wäre, mehrere davon zu einem größeren Komplex zusammenzufassen, den ich mit einiger Sicherheit einem gemeinsamen Autor zusprechen möchte. Ich bin daher zum Schlusse gedrängt worden, daß wir in solchen Stücken derartige Änderungen und Einschübe zu sehen haben, wie ich sie eben

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

schilderte. Daß ich im Folgenden nicht die einzelnen Stellen rhythmisch analysiere, möge mir verziehen sein, ich müßte sonst nahezu für jedes ausgeschiedene Verspaar ein eigenes Schema aufstellen und das würde wohl zu weit führen; das Wesentliche bleibt, daß der Leser, geübt durch die vorhergehenden Analysen, nun wohl selbst beim Vergleichen die Differenzen hört, die zwischen den Interpolationen und dem sie umgebenden Grundtext bestehen. Die Stellen, um die es sich handelt, sind im Wesentlichen folgende:

49 f.	360—363
73 f.	374 f.
122 f.	492—497
136 f.	500—504
140 f.	522 f.
146—149	534 f.
214 f.	591 f.
219	710 f.
236 f.	716 f.
278 f.	935 f.
290 f.	2227 f.
320—323	

Diese Verse halte ich, neben denen von I und E für die jüngsten Schichten im König Rother. Manches davon ist jedenfalls nicht erst ad hoc gemacht, sondern gehört schon einer älteren Tradition, also dem Vorrat der Fahrenden an: so sind z. B. die Verse 122 f., 214 f. und 522 f. in ähnlicher Weise schon in der älteren Judith enthalten, worauf mich seinerzeit schon Herr Prof. Sievers aufmerksam gemacht hat.

Streichen wir nun die bisher ausgeschiedenen Stellen aus dem Text heraus, so verlieren wir einmal die Person des Amelger und die erste Nennung der Tengelinge, dann den Erwin und einige Schilderungen, die erste Erwähnung des Namens Constantin und eine Reihe gleichgiltiger Verse. In den meisten Fällen lassen sich diese glatt entfernen, ohne den Zusammenhang der übrigen Textmasse zu stören, ja selbst ohne große syntaktische Schwierigkeiten zu ergeben. Sehr deutlich sprang daneben schon bei meiner ersten Voruntersuchung heraus, daß nach Elimination gewisser sekundärer

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Stücke die Mehrzahl der Abschnitte auf eine Zahl von je 16 Versen reduziert wurde (eine Zeilenzahl, die elf Abschnitte bereits in der überlieferten Form besaßen. Ich mußte mir also im Ernste die Frage vorlegen, ob dies auf Absicht beruhen könne. Bei weiterem Eindringen mußte ich Zufall hier für ausgeschlossen halten, und das überraschte und befriedigte mich umsomehr, als mir Absicht Strophen zu suchen ganz ferne gelegen war und ich erst nach Auflösung einer größeren Textstrecke die Regelmäßigkeit der erwähnten metrischen Gebilde erkannte, worin ich dann wieder eine Kontrolle für die Richtigkeit meiner Ausscheidungen erblicken zu dürfen meinte. So bildete sich bei mir die Überzeugung, daß der Rother in einer vor der Fassung H liegenden Gestalt in regelmäßigen Abschnitten zu 16 Versen abgefaßt gewesen sei und diese Form erst durch spätere Zusätze verloren habe. Ich nenne diese 'Abschnitte' im Folgenden der Bequemlichkeit halber 'Strophen', mit der Maßgabe, daß man diesen Ausdruck in keine Richtung presse, wie denn z. B. Gesangsvortrag natürlich ausgeschlossen ist.

Bei dem Rekonstruktionsversuch, in dem ich die erwähnten Strophen nun möglichst vollständig wieder herstellen wollte, ergab sich alsbald wieder darin eine Schwierigkeit, daß wir reine Interpolation von Überarbeitung nicht mehr überall trennen können, daß wir also zuweilen (allerdings nur selten) die Zahl von 16 Zeilen für einen Abschnitt nur dann erreichen, wenn wir die ausgeschiedenen Stellen noch mitzählen, d. h. sie in diesem Falle für eine die Zeilenzahl nicht verändernde durch einen späteren Autor erfolgte Umgestaltung älteren Textes erklären. So gehören I und E zu jenen Dichtern, welche die strophische Form der Vorlage nicht mehr einhalten, und trotzdem muß man die Verse 628—631 von I der Strophe zuzählen, wie es denn auch unmöglich ist, im Text sofort von 627 auf 632 zu springen. Hier stehen also offenbar vier Verse von I für vier Verse des Originals, während I in 684 ff. vier Verse in sechs Zeilen verwandelt hat, so daß hier H zu S (so will ich das strophische Gedicht weiterhin nennen) so steht, wie wir es oben (S. 11 ff.) für das Verhältnis von B zu H gefunden haben, ein Verhältnis also, das nicht etwa beliebig von mir aus der Luft gegriffen, sondern durch die

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Überlieferung einwandfrei bestätigt ist. So finden wir auch den noch später liegenden E, dessen Überarbeitung des I-Textes wir oben (S. 28) betrachtet haben, auch einmal innerhalb einer Strophe in 238—241, wo wir die vier Verse von E brauchen, um 16 Zeilen zu gewinnen: dadurch werden wir zu der Annahme getrieben, daß hier die Erwähnung des Erwin auf Kosten von vier (etwa beschreibenden) Zeilen (in Fortsetzung von 236 f.) erfolgt ist. Diese wenigen Stellen, dann 272 f. und 730 f. sind aber die einzigen, wo I oder E in Konflikt mit der Strophentheorie geraten.

Eine andere Frage ist, inwieweit die an dritter Stelle (S. 30) von mir ausgeschiedenen Stücke noch in den alten Rahmen gehören und inwieweit sie diesen bereits sprengen. Aus den wenigen Versen heraus wird sich wohl nichts bestimmtes sagen lassen: so habe ich denn den Rahmen selbst als Maß genommen, und muß diese Stücke einbeziehen oder eliminieren, je nachdem sie zum Füllen der Strophe nötig sind oder nicht: alle diese Stücke aber lassen sich nahezu ohne Schwierigkeit aus dem Text lösen, der dadurch nichts verliert. Denn wir haben es hier mit Flickstücken zu tun, die keinen organischen Zusammenhang mit dem Ganzen haben, während wir in den größeren Textkomplexen von I und E immerhin nicht unwesentliche Bestandteile des Heidelberger Rothertextes erblicken müssen.

Durch das angedeutete Verfahren gelang es, eine größere Reihe von Abschnitten auf die Zahl von 16 Zeilen zu bringen, ohne den Text wesentlich zu schädigen. Trotzdem ließ sich an manchen Stellen die Form S nicht mehr erschließen. Ich bin weit entfernt davon, in diesem Versagen der Methode einen Beweis für die Unrichtigkeit meiner Grundannahme zu erblicken, im Gegenteil. Je mehr ich mich in den Rother und in Gedanken über seine Entstehungsgeschichte vertiefe, desto mehr habe ich mich darüber wundern müssen, daß der unauflösbaren Stellen nicht mehr sind. Wenn von etwa 960 an Spuren strophischer Form nur sehr vereinzelt auftreten und sie auch da meist undeutlich sind, so stimmt das nur zu der Vermutung (S. 18), daß von jener Stelle an eine stärkere Über- und Umarbeitung stattgefunden habe als vorher. Und sehen wir uns den Stoff an, den diese Partien behandeln.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Es ist das Treiben Dietrich Rothers in Konstantinopel: ein Textkomplex den, wie wir oben (S. 15 f.) gesehen haben, eine große Kluft von der ältesten Gestalt des Rother trennt, während andererseits diese Materie gerade der Interpolationstätigkeit der Spielleute ein dankbares Gebiet eröffnete. In dem von mir behandelten Teil des Rother (bis V. 940) ist an folgenden Stellen die 16 zeilige Strophe nicht zu finden gewesen: 33—44,[1]) 150—163 (Interpolation von E), 364—413 (worunter Stücke von I und E), 430—447 (Interpolation von I), 608—639 (wo wieder auch I und E vertreten sind), 684—703 (wo I den Anfang überarbeitet und dabei erweitert hat), 774—793, 794—801,[1]) 859—890 (schon durch seinen Inhalt starker Umarbeitung verdächtig), 891—900,[1]) und 901—914;[1]) dazu kommen drei Stücke mit 24 (= 16 + 8) Zeilen: 448—471, 660—683,[1]) 915—940.[1])

Wer sich nun die Mühe nimmt, sich die von mir ausgeschiedenen Verse im Text irgendwie zu bezeichnen, und nun versucht den übrig bleibenden Text zu lesen, der wird einerseits — wie ich hoffe — finden, daß der Zusammenhang des Ganzen durch den Verlust der sekundären Stellen kaum geschädigt wird, es wird aber andererseits dem durch die vorhergegangenen Beobachtungen geschärften Ohr auch auffallen müssen, daß auch der nun übrig bleibende Text noch kein einheitliches Gepräge trägt. Sofort fallen einzelne Verse durch ihre monströse Länge ins Auge, Verse, die schon früher Anstoß erregt haben und die man daher (mit wenig Glück) hat in zwei zerlegen wollen; in der Tat bereiten diese Verse dem Metriker Schwierigkeiten, die nicht mehr ganz zu lösen sein dürften: darüber aber wird später zu handeln sein. Hier müssen wir die Differenzen ins Auge fassen, die sich zwischen größeren Textstrecken ergeben, wie z. B. in 51—62, wo nach 56 wohl zweifellos ein neuer rhythmischer und stimmlicher Charakter einsetzt:

der was in Rôtheris hove
mit grôzeme vlîze gezogen,
er was sîn man unde mâc;
an deme stûnt ouch sîn rât.

---

[1]) Daß dieses Stück eine noch ältere Gestalt darstellt als S und daher hier als Ausnahme wegfällt, wird später gezeigt werden.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

der was der aller getrûiste man,
den ie sichein rômisc kuninc gewan.
die tûren volcdegene
die giengen zo samene,
die wîsen althêrren,
die plâgen grôzer êren
und gôter zuchte under in.
sie nanten ein megetîn.

Solcher Differenzen weist das ganze Gedicht S viele auf. In Konsequenz meiner Anschauungen mußte ich also notwendigerweise zu der Annahme gelangen, daß auch S weder einheitlich noch eine Originaldichtung sein könne, sondern daß wir vor ihm noch mindestens eine ältere Stufe ansetzen müssen. Worin besteht aber der rhythmische Unterschied zwischen der Hauptmasse S und den darin befindlichen abweichenden Stücken, und sind diese Stücke älter als die Hauptmasse? Die zweite Frage wird sich aus meinen Erörterungen von selbst beantworten. Die erste aber gehört zu den schwierigsten Problemen, die der Rother der Kritik aufgibt. Der Grund hiervon liegt in der Entstehungsgeschichte unseres Textes: während E noch ziemlich seine ursprüngliche Gestalt bewahrt hatte, hatte I durch E bereits nicht unwesentlich gelitten, ebenso war S durch I und E, sowie durch eine Reihe anderer Mitarbeiter entstellt worden; eine Folge davon war, daß S an mehreren Stellen nicht mehr zu rekonstruieren war, nicht einmal dem Umfange, geschweige denn dem Worlaute nach. So gewährt uns denn S das Bild einer großen Mannigfaltigkeit rhythmisch-melodischer Qualitäten, die jeden Augenblick wechseln, ein Zustand, der in der mhd. Literatur kaum seinesgleichen hat. S stellt eben ein Gemisch vor, das zu entwirren mir biher nicht gelungen ist. Und dieser Mischungszustand ist die Ursache davon, daß bei S ein einheitliches rhythmisch-melodisches Schema nirgends mehr durchgeht; daher werde ich mich bei der Analyse auch darauf beschränken, die Charakteristika des von mir für älter als S gehaltenen Textteiles aufzuzeigen, der merkwürdigerweise sich in seiner typischen Gestalt viel reiner bewahrt zu haben scheint, als die späteren Zusätze von S, obwohl auch er stark durch Bearbeitung gelitten hat. An sich ist es ja recht unwahrscheinlich, daß das ältere weniger überarbeitet sein sollte als das

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

jüngere, und das zeigt sich denn auch bei näherem Zusehen nur als Schein, als Schein freilich, der durch die besonderen Qualitäten dieser alten Verse herbeigeführt wird; liest man z. B. Stücke wie 80 ff.:

daz wizze aber got der rîche,
umbe dê stât iz môwelîche,
wande ir nebat nie nechein man,
er môste den lîph virloren hân.

so findet man in diesen Versen eine so große innere Kraft, eine so starke Wärme des Tones und ein solches Pathos im Vortrag, daß man zugeben wird: diese Eigenschaften sind aus dem Text durch Änderung einiger Worte nicht so leicht zu bannen gewesen, wie etwa in der verwässerten Stelle 57 ff.:

die tûren volcdegene
die giengen zo samene,
die wîsen althêrren.
die plâgen grôzer êren
und gôter zuchte under in.
sie nanten ein megetîn.

So sind wir in der Lage, den älteren Text rhythmisch noch einigermaßen deutlich analysieren zu können, während der jüngere sich einer genauen Beschreibung entzieht.

Nehmen wir nun Verse wie die eben angeführten 80 ff.: worin bestehen ihre Eigenschaften?

Ich sprach vorhin von starkem Pathos; dies äußert sich in erster Linie in der Stärke der dynamischen Abstufungen, welche in diesen Versen herrschen, und in der ruhigen Bewegung der melodischen Welle, welche ohne Bruch in der Rede dahinfließt. Die Abstufung der Hebungen ist nicht dipodisch, trotzdem sehr deutlich: stets beherrscht eine Silbe lautlich die ganze Zeile, dabei steht sie aber keineswegs isoliert da, da die anderen Hebungen sich ihr gefällig anschmiegen; zwischen den Hebungen und Senkungen wiederum bestehen verhältnismäßig große Stärkeabstände, auch die Senkungssilben sind untereinander deutlich an Stärke verschieden. Dazu kommt nun die besondere melodische Linie, die selbst durch den zweifellos entstellten Text noch deutlich durchzufühlen ist: anfänglich ein kleines Abwärts, dann

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

stetiges Aufsteigen bis zur dritten Hebung, von der sich die Stimme ruhig dem Schlusse zu senkt: und in dieser Linie haben auch die Senkungssilben ihren Platz, sie stellen die Verbindung her zwischen den charakteristischen Hauptpunkten, welche durch die Tonhöhen der Hebungen gegeben sind. Zu den starken dynamischen Differenzen tritt also diese ruhige melodische Bindung als überbrückendes Element, während andererseits wieder das ganze Versgebilde durch eingefügte Pausen (psychische Brüche, meist zwei an der Zahl) eine sorgfältige Teilung erhält. Die Größe der Stärke- und Tonhöhenabstufung ist hier bedeutend, aber die Gegensätze werden zu einer Einheit gebunden durch die besondere Art der melodischen Kurve und diese Einheit wird wieder durch die Brüche harmonisch geteilt, und das Zusammentreffen dieser drei Eigenschaften: Größe, Einheit, harmonische Gliederung ist es, was in jeder Kunst das Erhabene schafft, und so liegen sie wohl glaube ich auch in dem, was uns aus diesen Versen an innerer Kraft und an Pathos entgegenzuatmen scheint. Die Stimmlage dieser Verse ist tiefer als die von I und E, die Stärke gewaltig, aber innerlich verhalten und nicht schreiend, das Sprechtempo sehr langsam, der Vortrag ein großzügiges Staccato, das aber infolge der melodische Bindung nicht als stoßend empfunden wird, der Gang der Verse, deren jeder etwas isoliert ist, bald schneller werdend, bald ritardando, wie es eben die einzelne Stelle verlangt, weit entfernt von strengem Takt. Die letzte Zeile im besonderen ist in der Stimmlage tiefer, im Tempo noch langsamer als die übrigen und sie hat eine deutliche Schlußkadenz; demnach lese ich das Stück:

daz wízze aber || gőt der | ríche[1])
umbe dế || stât iz | mốwelíche:
wande ír | nebat ni̋e | necheín | mán —
er (ne) móste | den li̋ph || virlóren | hán.

Ich zähle hier nicht alle Stellen auf, die ich auf diesen Dichter zurückführe, da sie unten im Text durch Kursivdruck kenntlich gemacht sind.

[1]) Man kann die klingenden Verse dieses Dichters unmöglich vierhebig lesen.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Als ich seinerzeit Herrn Prof. Sievers eine Ausscheidung dieser von mir für älter als S gehaltenen Stücke vorlegte, sprach er die Vermutung aus, daß diese Verse nicht nur auf einen älteren Dichter zurückgehen, sondern zugleich eine ältere Gestalt (auch formell) des Rother repräsentieren möchten, die sich vielleicht noch teilweise rekonstruieren lasse. So schloß er im Abschnitt 63 ff. vermutungsweise an Vers 66 sofort 80 an:

Lûpolt der sprach zi aller êrist:
„ich weiz wizze Crist
ôster over sê
einis rîken kuninges touchter vil hêr. 66
daz wizze aber got der rîche, 80
umbe dê stât iz môwelîche,
wande ir nebat nie nechein man,
er môste den lîph virloren hân.“

und erhielt so ein Stück von 8 Zeilen, eine Form, von der er vermutete, daß sie die älteste Gestalt unseres Gedichtes dargestellt haben möge. Hiedurch angeregt stellte ich die übrigen alten Verse zusammen, und es glückte tatsächlich noch an mehreren Stellen, aus ihnen nach Ausscheidung alles übrigen einen geschlossenen Sinn und Strophen von 8 Zeilen herauszufinden. Dies sind folgende Stücke:

33—44
45—62
63—83
134—149, dann erst wieder
676—683
758—765 (leider stark ruiniert)
794—801; jetzt folgt eine Reihe:
891—900
901—914
915—922
923—930
931—940.

Das sind im Ganzen 12 ‘Strophen’, also so viele, daß man wohl wird schließen dürfen, es habe sich dabei nicht um zufällige Übereinstimmung der Zeilenzahl, sondern um bewußte Strophenbildung gehandelt.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Diese Strophen nun sind, soweit sich ihre Form durch die schlechte Überlieferung hindurch noch erkennen läßt, durchaus einheitlich. Ich schließe daraus, daß wir in ihnen die älteste Ausgestaltung unseres Stoffes durch einen mittelalterlichen Dichter zu erblicken haben. Diesen Dichter nenne ich U, und ebenso sein Gedicht U (Ur-Rother); den Zuwachs, den U erfahren hat, um zu der Gestalt S zu gelangen, S*, während S das durch diese Zusätze erweiterte Gedicht samt den erhaltenen Versen von U bezeichnet.

Sonach stelle ich mir den Werdegang des Heidelberger Textes so vor: ein Gedicht in achtzeiligen Strophen (U) wurde durch dfe Tätigkeit eines Gesamtredaktors S* (oder wares es mehrere?) auf die Form von sechzehnzeiligen Abschnitten (S) gebracht. Da dies eine wenig übersichtliche Form ist und andererseits die Reime gepaart waren wie in der stichischen Poesie, konnte diese Form leicht und bald durchbrochen werden, denn sie kam wohl weder dem Vortragenden noch dem Zuhörer deutlich zum Bewußtsein. So ist vielleicht I der erste gewesen, der die sechzehnzeiligen Strophen gesprengt hat, ohne es zu wissen; ihm folgte E, dazwischen aber haben noch eine Reihe anderer Hände kleinere Änderungen am Text angebracht.

Die Frage ist nun noch die: ist 'der Redaktor S*' eine einzige Person gewesen, oder waren es ihrer mehrere, die U zu der Form S geschwellt haben? Ich habe oben (S. 34) S ein Gemisch der verschiedensten rhythmischen Formen genannt. Diese Charakteristik muß sich aber nach Ausscheidung der ziemlich einheitlichen U-Stellen im wesentlichen auf S* beziehen. Daraus können wir denn sofort schließen, auch S* sei nichts einheitliches gewesen. Die Entstehung dieses Gemenges aber kann man sich auf zwei Arten vorstellen: entweder ist aus U durch allmähliches Anschwellen S entstanden (dann wäre S* ein Sammelzeichen), oder es war ein einziger Dichter, der zu einer Zeit, da U seiner metrischen Form und seinen Reimen nach schon veraltet war, eine Neudichtung des Rother schuf, in die er das, was von U noch brauchbar war, mit aufnahm. Dieser S* (der die achtzeilige Strophe auf ihren doppelten Umfang erweitert hatte, wäre dann weiter zunächst noch unter Wahrung der Form wiederholt überarbeitet

Digitized by Google | Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

worden. Ich entscheide mich für die letztere Annahme, und zwar aus folgenden Gründen:

1. Es ist an und für sich nicht wahrscheinlich, daß nach der Tätigkeit mehrerer Überarbeiter noch eine so reine äußere Form gewahrt geblieben wäre wie die von S mit ihren sechzehnzeiligen Strophen; sei es, daß wir etwa die achtzeilige Strophe zu einer zehnzeiligen, diese zu einer zwölfzeiligen, diese zu der sechzehnzeiligen von S angeschwellt denken, oder (was noch unwahrscheinlicher ist), daß wir annehmen, durch mehrere Bearbeiter sei erst die achtzeilige Form von U zerstört worden, und ein letzter in der Reihe habe dann das Gedicht in die unübersichtliche Form von sechzehnzeiligen Strophen gebracht. Dagegen ist es sehr wohl denkbar, daß ein einzelner Mann, der ein strophisches Gedicht neu herrichtet und dabei mehr sagen möchte, als im alten Text steht, den Rahmen für seine Verse doppelt so groß macht, als er ihn vorfand.

2. Falls S durch stufenweise Überarbeitung aus U hervorgegangen wäre, müßten wir doch wohl mindestens stellenweise die Zwischenstufen zwischen U und S noch ebenso rekonstruieren können wie U selbst, oder wir müßten wenigstens durch das ganze S* hindurch Zeichen der Tätigkeit bestimmter Persönlichkeiten finden können; beides ist aber nicht der Fall. So nehme ich denn an, daß die nachträglichen Änderungen, die bei der Betrachtung von S* den Eindruck des Wirrwarrs hervorrufen, unter Wahrung der sechzehnzeiligen Form von S geschehen sind.

Und dazu wieder stimmt Folgendes: Zur Textgestalt S gehören eine Reihe von Abschnitten, die in H weniger als 16 Zeilen haben, welche man aber alle leicht auf 8 Zeilen reduzieren kann. Von diesen könnte man annehmen, daß sie als dem Umfange nach zwischen acht und sechzehn stehend, eben jenen etwaigen Zwischenstufen zwischen U und S angehörten, und daß sie nur vom Schlußredaktor nicht mehr auf 16 gebracht worden seien. Letzteres ist aber jedenfalls unwahrscheinlich. Sollte der Mann, der aus einem Gedicht mit ungleichen Abschnitten (um solche müßte es sich ja dann hier gehandelt haben) sechzehnzeilige Strophen machen wollte, einzelne Stücke haben stehen lassen? Viel eher verständlich

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

aber wäre es, daß ein einzelner Dichter bei der Umgestaltung von U zu S ein paar achtzeilige Strophen, mit denen er nichts anzufangen wußte, unberührt ließ, wie er sie vorfand. Und das ist offenbar wirklich so gewesen: denn alle Verse welche die in H überlieferten achtzeiligen Strophen sprengen, stammen mit einer einzigen Ausnahme (935 f.) von I oder E: diese Interpolationen liegen also nicht zwischen U und S, sondern nach S, oder anders gesagt: der Mann, der die sechzehnzeiligen Strophen machte, hat an allen Stellen die er nicht umarbeitete, noch achtzeilige Strophen vorgefunden und sie stehen lassen. So komme ich also zu dem Schluß: die Form von S (sechzehnzeilige Strophen untermischt mit einzelnen stehengebliebenen achtzeiligen) ist längere Zeit hindurch noch mit Bewußtsein gewahrt worden. Während dieser Zeit hat aber der Wortlaut an vielen Stellen stark gelitten; eine greifbare Zwischenstufe zwischen U und S läßt sich nicht zeigen; die Ungleichmäßigkeiten in S* müssen durch die Annahme einer Reihe von Änderungen erklärt werden, die unter Wahrung der Form von S vor sich gegangen sind. Erst I hat (vielleicht nicht als erster, aber als erster stärker erweiternder Bearbeiter) die Form S sowohl hinsichtlich der sechzehn- wie der achtzeiligen Strophe durchbrochen.

Die geschilderte Art der Entstehung möchte ich ausdrücklich nur für den hier untersuchten Teil des Rother (1—1000) in Anspruch nehmen: die späteren Partieen des Gedichtes haben meines Erachtens eine so komplizierte Entstehungsgeschichte nicht.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Die älteste Gestalt der Rotherdichtung.

Was trägt uns nun die erschlossene älteste Gestalt des Rother, das Gedicht U vor? Einmal in Bezug auf die Figur des Rother selbst: seine Machtstellung ist noch nicht so ins Phantastische gerückt, wie in H. Die traditionellen zweiundsiebzig kuninge, die ihm untertan sind (V. 7, 136, 650: sie gehören später wieder zu Ymelot, 2563 ff.) finden sich in U noch nicht: dagegen will er (41) eine Königin zo vrouwen rîchen herzogen; der „marcgrâve" Hermann (86) scheint zu seinen vornehmsten Vasallen zu gehören. Die Namen Rother und Lupolt scheinen für U wohl schon festzustehen, außerdem Herlint (280): wie aber kommt eine Dame mit so urdeutschem Namen zu solcher Stellung am Hofe in Konstantinopel? Griechische Namen waren doch im 12. Jahrhundert in Deutschland bekannt genug. Bei genauerem Zusehen aber findet man: die Lokalisierung eines Teiles der Handlung in Konstantinopel entfällt für U durchaus; nie wird in Versen von U Konstantinopel oder Konstantin genannt, soweit diese Verse noch einigermaßen ursprüngliches Gepräge bewahrt haben. Innerhalb achtzeiliger Strophen kommt zweimal (892 und 915) der Name Konstantin vor, einmal (893) der Poderamis hof, doch haben an diesen Stellen die Verse durchaus nicht mehr alle die Charakteristika, die ich oben für U angeführt habe (man wird sich hiervon durch einen Vergleich dieser Stellen mit der von mir analysierten Stelle V. 80 ff. leicht überzeugen können); da wir es also hier zweifellos mit einem überarbeiteten U-Text zu tun haben (z. B. 891—894 stammt gar nicht von U), so werden wir wohl annehmen dürfen, hier seien die auffälligen Namen erst durch den Bearbeiter hineingekommen; und dieser Bearbeiter wird wohl S* gewesen sein. Asprians

Digitized by Google
Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

Name scheint durch 659 auch für U belegt zu sein, dagegen nennt kein Vers dieses ältesten Gedichtes den Widolt, der doch sichtlich 758 ff. gemeint ist, an einer Stelle die größtenteils U angehört. Das mag nun bei der geringen Anzahl von Versen die wir noch mit einiger Sicherheit auf U zurückführen können, wohl Zufall sein, daß gerade die Verse durchgehends geändert worden sind, die diesen zur ältesten Sagengestalt gehörigen Namen enthielten; daß aber an den Stellen von U, wo von der Werbung die Rede ist (63—66, 80—83, 288 f., 304 f., 316—319, 334—337) und ebenso wo von Rothers Ausfahrt erzählt wird (676—683, 794—801) nirgends in der Schicht von U eine Andeutung auf Konstantinopel zu finden ist, das dürfte wohl kein Zufall sein, zumal wir in der glücklichen Lage sind, sogar den ersten Bericht, der vor Rother über das Mädchen gegeben wird, vollständig auf seine Gestalt U zurückzuführen und da heißt es (64 ff.):

„ich weiz wizze Crist
ôster over sê
einis rîken kuninges touchter vil hêr. 66
daz wizze aber got der rîche, 80
umbe dê stât iz môwelîche,
wande ir nebat nie nechein man,
er môste den lîph virloren hân."

Die Erwähnung von Konstantinopel liegt hier in der Schicht S*, der Name Konstantin ist gar erst durch E dazu gekommen. Also irgend ein König im Osten, jenseits des Meeres: so allgemein ist die Vorstellung bei U, und dazu paßt denn vorzüglich, daß der Name der einen Hauptperson im Rother, der Tochter des Königs, ungenannt bleibt. Die Gestalt Brechthers fehlt in U ganz und ist wohl erst zusammen mit Konstantinopel von S* eingeführt worden; ebenso weiß U nichts von der Verwandtschaft der Gesandten untereinander. Die Worte 676 ff. (eine achtzeilige Strophe) sind wohl erst später Berchther in den Mund gelegt, ebenso kann man sich 664 f. und 672 f. auch von einem anderen gesprochen denken (etwa von Hermann s. V. 86). Aber ich möchte noch einmal auf die Riesen zurückkommen. Wir hatten den Namen Asprian für U in Anspruch genommen, ebenso die Gestalt des Widolt; auch die übrige Schar der Riesen scheint mir durch 664 f., 672 f., 676—683,

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

831—836, 897—900 hinreichend für U nachgewiesen zu sein. Von dem Auftreten der Riesen an (652) sind ihnen bis 914 von neun Stellen die ich für U in Anspruch nehme, acht gewidmet: 654—659, 664 f., 672 f., 676—683, 758—765, 831—836, 897—900, 909—914. Ist dies Zufall? Lesen wir 676 ff.:

nû vôre, kuninc Rôther,
derre wîgande zwelfe ober mere,
sone dar uns nehein man
mit sîme volke bestân,
her nemôze virlêsin den leben,

so habe ich den Eindruck, als sei hier die Zahl der zwölf Riesen im Gegensatz zu „mit sîme volke“ gesetzt und als sei die Meinung, Rother solle nur die zwölf Riesen mitnehmen; dazu stimmt wieder, daß wir im ganzen U nirgends von der Sammlung größerer Massen etwas finden, da die U-Verse 626 f. (die an ihrer Stelle ganz isoliert stehen) sich ursprünglich auch auf die Riesen haben beziehen können und vielleicht erst nachträglich in ihren jetzigen Zusammenhang gekommen sind. Wenn aber in U wirklich kein größeres Aufgebot stattfand, und wenn 676 ff. bedeutet: „fahr nur mit den zwölf Riesen, dann sind wir (Brechther und Rother) sicher genug“, dann ist es kein Zufall, daß weiterhin die Riesen, als die dann einzigen Begleiter Rothers, mit soviel Text bedacht sind. Dann aber erfüllt unser Gedicht U die Forderung, die ich zu Beginn (S. 15) gestellt habe: Rother und seine Begleiter müssen zusammen in einem Schiff Platz haben und sie haben ihn, es sind samt Berchther[1]) und Asprian fünfzehn oder sechzehn, denn an derjenigen von den neun oben erwähnten Stellen, die nicht von den Riesen handelt, 794 ff. kommt noch ein Goldschmied dazu: die Stelle ist übrigens schon stark verderbt, sie ist vielfach überkorrigiert worden, hat aber die Achtzahl der Zeilen bewahrt, und das ist durchaus verständlich: U mußte wohl wegen der Schuhgeschichte dem Rother den Goldschmied mitgeben; später wurde noch Formelles geändert, aber an dieser Stelle hatte das Stück für niemanden mehr Interesse, so wurde nichts erweitert. So

[1]) Ich sollte eigentlich sagen samt dem, der diese Worte ursprünglich zu sprechen hatte (Hermann?).

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

bildet denn das Stück in H nur mehr eine Unterbrechung des Zusammenhanges, der von 793 direkt auf 802 springt, während es in U, vielleicht (?) gleich hinter der Beschreibung Widolts folgend, seinen guten Platz hatte.[1])

Zur Form ist nur wenig zu bemerken. Wie schon gesagt, glaube ich achtzeilige Strophen für U annehmen zu müssen. Solche Strophen im vollen Umfang zu rekonstruieren ist mir zwölf Mal geglückt (vgl. S. 37).[2]) Metrisch kommen auch innerhalb der U zugeschriebenen Verse die denkbar größten Differenzen vor; man hat Verse, in denen man vier Hebungen einfach nicht unterbringen kann, wie z. B. 65:

ôster over sê

oder 64:

ich weiz wizze Crist,

daneben Zeilen von monströser Länge, wie 145:

daz sie erme hêrren umbe die maget vôren,

oder 99:

der werbit dir aller trûwelîches umbe daz megetín.

Man wird nun auch manches, besonders die zuerst erwähnten Fälle, auf die Schlechtigkeit der Überlieferung zu schieben haben (lies z. B. ôsterôt over sê), jedoch wird man sich dem Eindruck nicht entziehen können, daß schon im Urtext große Verschiedenheit innerhalb der metrischen Gebilde geherrscht habe. Und darin sehe ich wieder einen Vorzug unseres Dichters, der durch diese schöne Differenziertheit sich künstlerisch weit über die Höhe seiner Nachfolger mit ihrem monotonen Geklapper erhebt. Mit den überlangen Versen aber hat es eine besondere Bewandtnis: wie schon vor mir vermutet wurde, erweisen sie sich als Schlußsteine der achtzeiligen Strophengebilde. Ich habe schon vorhin (S. 36) bei der Analyse von U hervorgehoben, daß der letzte Vers der Strophe im Vortrag ein nicht unwesentlich langsameres Tempo verlange, als die übrigen Verse; das ergibt eben für diese Zeile, aber auch nur

---

[1]) Der Vers 794 muß wohl heißen: der kuninc heiz ime gewinnen einen man, wie aus 795: kunde, 798: worter und 799 ff. hervorgeht.

[2]) Zu 55 ff. ist zu bemerken, daß die ersten 2 Zeilen von U nachträglich zu 4 ausgedehnt wurden.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

für sie, die Möglichkeit einer außergewöhnlich starken Füllung der Senkungen. Wir werden also dort, wo wir für solche Verse die Stellung am Strophenschluß annehmen oder nachweisen können, uns beruhigen dürfen und sie nach dem normalen vierhebigen Schema zu lesen versuchen. Da sie aber oft einzeln und aus dem Zusammenhang des Urtextes losgelöst erscheinen, so bleibt zu ihrer Beurteilung als einziges Kriterium die besondere Schlußkadenz am Strophenende (s. S. 36). Danach erkläre ich z. B. V. 94 für in der Überlieferung verderbt, denn er entbehrt dieses Kennzeichens, während ich 99 und 145 für echte alte Strophenschlüsse halte, ebenso wie 42 (wo noch etwas fehlt), 56, 115, 133, 217, 305 (nicht rein), 319, 335 (hier ist 336f. auch von U, muß aber wohl früher an anderer Stelle gestanden haben und erst nachträglich hierhergesetzt worden sein, denn 335 hat ebenso die Schlußkadenz wie 337, der fast wörtlich schon 83 dasteht), 659, 900, 922, wogegen Verse wie 222f., 495, 500, 527, 825 wohl nur an schlechter Überlieferung leiden.[1])

[1]) Eine andere Art von Versen mit auffallend stark gefüllten Senkungen charakterisiert sich dadurch, daß sie das folgende ankündigen, meistens wird eine Rede damit eingeleitet; Beispiele: 280, 289, 414, 472, 498; solche Verse finden sich aber auch außerhalb U.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Rekonstruktion der älteren Gestalt des Rother.

Im Folgenden gebe ich nun den Text so wie er mir zu zerfallen scheint. Hierzu nur wenige Bemerkungen.

Die Herstellung eines kritischen Textes im gewöhnlichen Sinn scheint mir vorläufig beim Rother unmöglich zu sein. Die Überlieferung ist denkbarst schlecht; dazu ist die ganze Hs. voll von Lese- und Schreibfehlern. Diese könnte man korrigieren, wenn man nur wüßte, wo sie aufhören und die dialektischen Sprünge der Überlieferung anfangen. Roediger hat im AfdA. 11 zunächst für die Reime eine Reihe von sehr evidenten Besserungsvorschlägen gebracht, die sich noch vermehren ließen; aber: soll man dann nicht auch im Versinnern korrigieren, und was, und wie weit, und vor allem in welcher Richtung, bevor wir für jede Zeile ihren Autor und dessen Dialektzugehörigkeit kennen? Eines bliebe übrig: radikales Umschreiben in einen Dialekt, von dem man meint, daß ihm das Gros des Textes zugehöre: dieses Gros (S*) ist aber von sehr problematischer Einheitlichkeit. Eine solche Textkonstitution könnte also nur privater Übung dienen und dürfte wohl für niemanden besonderes Interesse haben: denn damit einer älteren Gestalt des Rother näher kommen zu können, würde man sich wohl nicht schmeicheln dürfen. So begnüge ich mich mit der Scheidung allein und gebe einen getreuen Abdruck der Handschrift, mit allem was drinsteht. Ein solcher Abdruck wird neben den normalisierenden Ausgaben, die zur Verfügung stehen, nicht ohne Interesse sein.

Ausgeglichen habe ich der leichteren Lesbarkeit wegen die Schreibung von v und u, vv und uv für w, nicht aber w für vu oder wu; in dreieckige Klammer ⟨⟩ ist gesetzt, was ich zur Ergänzung für unbedingt nötig erachte (womit nicht ge-

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

sagt sein soll, daß ich alle anderen Stellen für einwandfrei halte[1]), in eckige Klammer [ ], was nach meiner Ansicht aus H zu eliminieren ist. Was im Text eingerückt ist, sind die Stücke, die über die Form S hinausgehen, also im wesentlichen der Anteil von I und E; eine räumliche Scheidung dieser beiden Autoren ist der Übersichtlichkeit halber nicht vorgenommen: der Leser kann diese an Hand der Zusammenstellungen von S. 22, 25, 30 leicht selbst ausführen. Kursiv ist, was ich für den Bestand von U halte. Links gebe ich die Zeilenzählung der S-Strophen, die U-Strophen sind links durchgezählt, rechts steht die Zählung nach der Ausgabe v. Bahders. Trotz gelegentlicher Abweichung habe ich dessen Verszählung beibehalten, um es zu ermöglichen, daß mein Text ohne Unbequemlichkeit neben seiner Ausgabe benützt werde. Einige Stücke aus späteren Partien des Rother herausgegriffen, sollen als Beispiele dafür dienen, daß wahrscheinlich auch diese Stellen strophische Grundlagen haben. Da die erste Seite der Handschrift stark gelitten hat und vieles ganz unleserlich geworden ist, beginne ich meinen Text erst mit V. 33.[2])

1 *Alsus redte der herre:*
2 *„ich vorchte vil sere*
3 *daz ic kůninges doͧchter gehige,*
4 *unde iz tan uvele gethige,*
5 *dat her ez gewreche ane minen liph:*
6 *gerne hetich ein wolgeboren wiph*
die van allem adele
gezeme eime koninge
7 *daz zo vrouwen* ⟨*gezeme*⟩ [*richen*] *herzogen*:
8 *ic neweiz sie neirgen in dime lande* . . . . . .
die mir so wol gevalle,
daz ir sie lobit alle.“

Do het er ein(en) graven
der half ime wol zoͧ waren

---

[1]) Ich habe natürlich nur dort ergänzt, wo ich glaube, das annähernd Richtige gefunden zu haben, viele Stellen erfordern Korrektur, für die mir bisher das Richtige noch nicht eingefallen ist, und so überlasse ich es lieber jedermann auf eigene Faust zu bessern, als daß ich um des Prinzips willen Korrekturen mache, von denen ich selbst nicht überzeugt bin.

[2]) Ist es Zufall, daß die beiden ersten Abschnitte zusammen 32 Verse zählen?

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

mit listen grozer eren:
so dienete er sime heren.
des quam er eit[1]) in groze not:
Lupolt heiz der helet gůt.
der was in Rotheris hove
mit grozeme vlize gezogen:
er was sin man unde ⟨sin⟩ mac.
(an deme stunt ouch sin rat)
der was der aller gestruiste man
den ie sich hein romise kuninc gewan.
die thuren voledegene
die giengen zo samene;
die wisen alt herren
die plagen grozer eren
und goter zuchte under in,
si nanten ein megetin.

33—44. Eine U-Strophe mit zwei Verspaaren von E; das „daz" in Vers 41, das im jetzigen Zusammenhang sinnlos ist, scheint mir ein Überbleibsel der ursprünglichen Lesung von U zu sein, wie ich dies im Text angedeutet habe; 42 hat den Reim verloren, ich vermute nicht durch Ersatz, sondern durch Wegfall eines Fußes am Versende. Da auch dieser Abschnitt in H noch Leseschwierigkeiten bietet, drucke ich ihn nach v. Bahders Ausgabe.

45—62. Der Grundstock dieses Stückes sind die Verse 51—56, die U angehören, die Erwähnung des treuen Ratgebers; diesen sechs Zeilen müssen zwei vorausgegangen sein, die den Inhalt der vier Verse 45 ff. hatten; diese Verse von S* tragen deutlich einen Stempel, der es unmöglich macht, sie U anzusprechen. Die Identifizierung des hier erwähnten Mannes mit Lupolt (49 f.) ist ganz spät — erst nach S* — erfolgt; die erwähnten zwei Verse fallen ganz aus der Tonlage heraus, durch ihre Entfernung erhält der Abschnitt sechzehn Zeilen. Daß es aber auch rein sachlich unmöglich ist zu glauben, daß mit dem Mann ursprünglich Lupolt gemeint war, läßt sich zeigen: 59 heißt es „die wîsen althêrren"[2]) versammeln sich und nennen eine Braut; Lupolt aber ergreift 63 als erster von ihnen das Wort. Ich frage: kann Lupolt in der ganzen Art, wie er im Rother geschildert wird, als althêrre aufgefaßt werden? Weiter: von einer Verwandtschaft Rothers mit Lupolt (53: „er wâs sîn man unde mâc") wird im ganzen Rother nichts erwähnt. Die Verse 51—56 können sich demnach nicht auf Lupolt beziehen. Und weiter: in derselben Ratsversammlung fragt Rother (88 f.), wen er zum Boten für die Werbung wählen solle, drauf wird ihm (92) Lîpolt geraten. Nun muß dieser „Lîpolt" (oder Liupolt, später Lûpolt) erst geholt werden, der doch seit Anfang schon da ist; oder zweifelt jemand an der Identität, etwa sich stützend auf die andere

[1]) Die Konjektur 'sit' ist wohl unanfechtbar.

[2]) Gleich „die alden râtgeben" in 442.

1 *lupolt der sprahc zi aller erist,*
2 *„ich weiz wize Crist*
3 *oster over se*
4 *einis riken kuninges tôcher vil her*(.) [1]
5 da zo Constantinopole
6 in der meren burge.
ir vater heizit Constantin,
schone ist die tochter sin.
7 siu luchit uz deme gedigene
8 sodaz gesterne tůt vun deme himele;
siu luchtit vor anderen wiben
so daz golt von der siden.
9 siu ist in midin also smal,
10 sie gezeme eime herren wol(:)
und mochte von ir adele
gezeme eime koninge. 78
11 ⟨. . . . .⟩ 78a
ir dinet aller degeliche.
5 *daz wize aber got der riche*
6 *umbe de stat iz moweliche:*
15 7 *wande ir nebat nie nechein man* — [2])
8 *er* ⟨*ne*⟩*moste den liphc virloren han.“*

Schreibung des Namens? Auch solchen Zweifel kann man begegnen, denn 49 steht: „des quam er sît (Hs. eit) in grôze nôt“, was wiederum nur als Anspielung auf die spätere Gefangenschaft gedeutet werden kann. Wir haben gleich hier ein schönes Beispiel für die Wirrnis, die im Heidelberger Rothertext herrscht, ein Durcheinander, das zu lösen erst dann möglich wird, wenn man durch Scheidung der einzelnen Schichten ein halbwegs klares Bild davon erhält, was ursprünglich, was sekundär ist.

63—83. Nach dem Gesagten muß Lupolt aus V. 63 verschwinden, demnach lautete dieser ursprünglich: der sprach zi aller êrist. Dies „der“ hat aber im überlieferten Text keinen Anschluß an das Vorhergehende: sie nanten ein megetîn; bei U aber, dessen Schicht dieser Vers angehört, schloß er sich sofort an 56 an: „der war der treueste Mann, den je ein römischer König gehabt hat. Der sprach als erster von allen“. Dieser ursprüngliche Zusammenhang wurde durch die Einschiebung der kurzen Schilderung der Ratsversammlung von S* unterbrochen, und vielleicht war es gerade dieser Umstand, der einen späteren Bearbeiter veranlaßte, die beiden Abschnitte durch die doppelte Nennung des Namens Lupolt wieder in engere Beziehung zueinander zu bringen. Dieser Mann war vermutlich ein Bearbeiter von S*, was wieder dazu stimmt, daß seine beiden Verse 49 f.

---

[1]) Die in Klammern gesetzte Interpunktion gilt für den Text, der nach Ausscheidung der Zusätze übrig bleibt.

[2]) Das Zeichen — soll das Eintreten einer über normale Dauer gehaltenen Pause andeuten.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Also der kuninc do virnam
den rat der was getan,
ein marcgrave der heiz Herman,
mid deme erist reden began,
wer der bote mochte sin,
de ime irwrbe taz megetin.
do sprach der maregrave:
„ich sage dir ze waren
herre iz toͧt Lipolt:
die ist der van allen herzen holt
unde weit ouch wol we ez umbe daz wiphc stat.
truven daz is min rat.
machtu in mit minnen
in de rede bringin
daz er din bode wille sin,
der werbit dir aller truvelichis umbe daz megetin.“

Růther sande boden drate
nach Lipolde in eine kemenate.
als er vor den kuninc quam gegangen
do war er wol untfangen.
der maregrave romt ime den stoͧl:
daz heiz in sin herre don.
also Liupolt gisaz
der kůninc gezůgeliche sprach:
„ich han durch michele not
nach dir gesant, helet got;

den strophischen Rahmen sprengen. Die alte U-Strophe ist durch die Erwähnung von Constantinopel und die Beschreibung des Mädchens auf 16 Zeilen geschwellt, darüber hinaus hat E noch mit 69f. und 77f. das Seine getan, während ich für 73f. den Autor nicht angeben kann. Vor 79 nehme ich Ausfall eines Verses an, wegen des fehlenden Reimes: der dadurch viermal wiederkehrende Versschluß auf -îche stört umso weniger, als je zwei Verse davon S* und U angehören. 83 muß es wohl heißen: „er nemôste . . .“, außerdem vermute ich für 64f.:

ich weiz daz wizze der rîche Crist
ôsterôt over sê.

84—99. Eine rein überlieferte S-Strophe. 86f. scheinen U anzugehören, sonst läßt sich außer der Schlußzeile nichts mehr auf diese alte Schicht zurückführen; 94 ist verderbt, 88f. sehen beinahe nach E aus.

100—115. Wieder eine rein erhaltene sechzehnzeilige Strophe. Auf den Widerspruch von 100ff. und 63 ist bereits hingewiesen. 112f. haben einen ziemlich stark von der Umgebung abweichenden Charakter: dem Grundtext S* werden sie wohl nicht angehören. 115 ist nach einem normalen metrischen Schema nicht zu lesen: die Anrede „helit“ muß heraus. Auch muß „dînis“ in „dîn“ verwandelt werden.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

daz tů mir werbes umbe daz megetin
die da so wndrin scohne su
und hilf mir miner erin.
ia sprechint dise herren
15 **du sist aller best dar zoͮ:**
[*helit,*] *nu salt tůz durc din*[*is*] *selbes frumicheit doͮn.*"

Alsus redet do Liupolt
(deme kuninge Růther was her holt):
„herre dune salt mich so verre manin niet:
din here sin mir also liep,
5 ***daz hic dir werbe die bodescast***
6 ***so ich aller truvelichis mac*(.)**
umbe daz vil scohne wip
oder ich virlesen den lip.
7 **nu heiz dir gewinen herren,**
die du mit dinen eren
wol⟨e⟩ mugis senden
10 **uz⟨ir⟩ disen landen:**
eilf riche gravin:
der zvelfte bin ich zwaren.
ich wil daz have graven igelich
zvelf riter herlich,
15 **die alle so gut gewant haven**
daz wir ane laster vor ein kuninc mugin tragen."

1 ***Der kuninc do sinen hof gebot.***
2 ***owaz er wrsten hete gesamenot,***
zvo und sibenzzit cronen,
die deneten ime scohne.
5 3 ***den sagete he sinen willen.***
4 ***do sprach vile manic helit snelle:***

116—133. Nach Streichung der beiden Verse 122 f., die aus der älteren Judith stammen und inhaltlich gleichgiltig sind, eine tadellose Strophe. 118—121 und die Schlußzeile 133 haben noch ziemlich reinen U-Charakter. Die Ergänzung des e in „redete" 116 (gegenüber „redet" der Hs.) durch v. Bahder scheint mir unnötig, zumal in Anbetracht des folgenden d-Anlautes (dô). In 126 muß, um den Vers zu füllen „wol⟨e⟩", 127 „ûz⟨ir⟩" ergänzt werden.

134—149. Die U-Strophe ist noch zu erschließen, die S-Strophe rein überliefert. Hier sieht man deutlich, daß die lange Schlußzeile der Gestalt U angehört; S läßt nach dem alten Schluß noch vier Zeilen (146 ff.) folgen; schon der tendenziöse Inhalt macht das Anhängsel verdächtig. Die 72 Könige (136 f.) müssen für U wegfallen; daß 139 und 142 f. am Wortlaut von U geändert worden ist, möchte ich aus melodischen Gründen annehmen.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

„herre woldit ir mic senden
hinnen zů der erden enden
daz newiderredtich durch neheinen man;
wir sulen uch alle sin underdan.“
eilf graven ime do swůren
daz si erme herren umbe die maget voren.
sie waren deme kuninge alle holt,
daz machete silber unde golt,
daz er in kuninliche gap:
sie wrben des herren bodescasp.

alse die vart wart gelobit,
do n . . swert ufe deme hove
ein vil iunger degen.
beide sabel unde kelen,
ein grave der heiz Erevin,
dar mite zireter die riter sin.
die anderen herren daten sam:
vil wol vazetin ire man.
ir ros waren alle blanc.
iz quam in nie incheim lant
so manic bate wol getan.
sie leite ein vile listiger man:
der was deme kuninge vil leph
unde nehate der untriven niet.

Die kile waren gevazzot:
van den stade wolde Liupolt der helit got.
der kuninc heiz in stille haven,
und bad eme sine harfen dar tragen.
einis zeines her ime gedachte
daz her sint vollenbrachte.
er hiez die herren alle gan
oven ufen kiel stant:
dri leike er in nande
die sie sint wole ircanden.
do sprach der herre vile gůt,
„kummit ir imer in decheine not —

150—163. Unstrophische Interpolation von E; am Anfang des Abschnittes steht keine Initiale (hier wie in folgendem ist dies in meinem Text durch Fehlen des großen Anfangsbuchstabens gekennzeichnet), während sie sonst nahezu regelmäßig vorhanden ist. An sich ist es sehr unwahrscheinlich, daß zu dieser wichtigen Gesandtschaft ein Mann gewählt worden wäre, dessen Schwertleite erst jetzt vollzogen wird. Die Verse 161—163 stammen nicht von E, woher sie kommen, kann ich nicht entscheiden.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

swa ir virnemet die leiche dri
da sulder min gewis sin.“
des vrowete sich manic man,
der sint in groze not quam.

iren rûf sie do huhen,
von deme stade sie woren:
eia we die segele duzzen
do sie in owe vluzzen!
die herren vluzzin in dat mere:
do stunt der kuninc Rother⟨e⟩
unde bat got den richen unde den goten
durch sine othmode
daz er sie sande
wider heim zû lande.
er sprach:] „suvil wer danne wil scat memen
deme sal ich in ane zale geben:
wil er aber burge unde lant
des gibich ime in sine gewalt, ( )
unz in des selven dunket vil:
(we gerne ich daz don wil!)
unde helfe ime daz beherten,
mit mines silbes swerte.“

Do voren die boten here
uffe den se verre(.)
[gegin Constinopole darzo Krechen]
vor kiele se do stezen in daz fruemede lant.
sie trogen riterlich gewant
alle geliche:
sie woren vermezzeliche.
do bat Liupolt einen koufman
eine uile zo deme schiffe gan
unz sie von hove quemen:
des wolder ime wol⟨e⟩ lonen.
einen mantel her ime gab.
„dri tage unde ⟨drie⟩ nacht

198—217. Nach Vorschlag von Herrn Prof. Sievers lese ich 199 ff.:

ûffe den sê verre.
ir kiele se dô stêzen in daz fremede lant
sie trôgen rîterlîch gewant . . .

In 201 steht das schon von Maßmann vermutete „kiele“ (statt „ziele“) nach meiner Lesung bereits in der Hs. V. 211 ist zu kurz: ich ergänze zur Füllung „drîe“ vor „nacht“ nach Analogie von 450. — V. 214 f. stammen aus der älteren Judith. In 216 f. erkennen wir noch U.

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

hodich dir“ sprach der koufman,
„sowar du wilt ritin oder gan(:).
daz weiz der waldindinger got,
der mer zo lebene gebot,
du has mir so kuninliche gegeben:
ich wil diner schiffe wol mit triuen plegen.“

Die herren vazzetin sich
(alsech kan virstan mich,)
daz nie vor nieheinen man
so manich schone bode nequam.
ire mantele waren gesteinit bi der erden
mit den besten iachanden die ge dorten gewerten.
die drachen van schiren golde,
(also siez haben wolden)
herze unde hinden:
maneger slachte wnder
truogen die helede gode
uz van golde an ir gewede.
mit samitte und pfellele
waren die sadilschellen
gezirot, dat was michil loph:
sie quamen schone uffe den hof.

Die herren ritin uffe Constantinis hof:
da intfenc man in de ros.
do luchte manic yachant
von enander in daz gewant.
der turlichir degen Erwin,
der hez die zvelf ritar sin
mit zuchtin nach ime gan:
die anderen herren daden sam.
sie geengen alle in sunderlich schare
ir gewandes namen sie groze ware.
da quam deime kuninge mere,
daz uffe deme hove were
ein lossam ritirschap:
heia waz der kaffere was
die den vrowen sageten
wilich gewant de geste haveten!

Alsus redete du gote kuningin:
„nu stant uf herre Constantin,

218—233. 222f. müssen korrigiert werden, sie sind nur vierhebig klingend zu lesen. — Von hier ab tritt uns U vorläufig nur noch sehr sporadisch entgegen.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

unde intfa wir dise geste:
we gerne ich daz wiste
wannen sie kumen weren!
ir gewant is seltseene:
swer sie hat uz gesant
her in unser lant,
der ist ein statehafter man!
of hich mer rechte versinnen can,
mich dunket got, herre,
daz wir dese boden heren:
sie nesint der antworte nicht gewone
die du thos manigen boten vore.
ich wene daz nie so manic man
schone in diz lant nequam.
sie sint alle wol getan,
beide ros unde man.
iz nequamen ne lute so wnnentliche
in diz Constantinis riche.

In den hof der kuninc ginc:
die hellede er alle wol intfenc,
unde die gote kuningin,
sie hiez sie willekumme sin
al⟨le . . . .⟩ geliche,
unde neigen gezugenliche.
sich hof ein groz gedrank:
sie duchte seltsene daz gewant.
von ritarin unde von vrwven
dar wart ein michil schowen.
do redite ein alt vrowe [*die*] *heiz Herlint,*
„swannen dise herren kumen sint,
daz ist ein wunderlichiz lant.
sie tragen so manigen yachant
gecirot mit deme golde:
daz daz goth wolde
daz ver den kuninc gesehen,
des dise boten weren."

Lupolt zo deme kuninge sprach:
„nu orlove mir mines herren bodescahp,

270—287. Ein sehr buntes Stück: von U stammen 280f., E ist mit 272f. vertreten und das übrige wechselt ungefähr mit jedem Verspaar seinen Charakter. Ob meine Ausscheidung von 278f. das Richtige trifft, kann ich dabei nicht bestimmt sagen. Möglicherweise sind diese Zeilen beizubehalten und E zu entfernen (was das Normale wäre), wobei 274f. eine Änderung erfahren müßten. So muß 272f. als Ersatz zweier anderer Zeilen durch E aufgefaßt werden.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

dar umbe ich bin gesant
her in diz lant,
daz ich der sage herre got,
waz der ein riche kuninc in bot.
der ist der aller schoniste man
der ie von wibe gequam;
unde veret mit grozzer menige.
ime dienint snelle helede:
scal unde vedirspil
des ist in minis herren hove vil:
ros unde iuncvrowen
und ander ritaris gezowe,
des vlizit sich min herre:
von du machtu mit eren
mir irlouben mines herren bodescap,
wande her weiz aller tugende kracht.“

Alsus antwarde Constantin:
„nu sal iz dir irloubit sin.
durch dines herren willen
nu werph svaz du willes.
du bist ein wetlicher man,
du salt minen urlob han.“
do sprach Lupolt:
(deme kuninge Rother was er holt)
„nu virnim mich, kuninc Constantin:
min herre gerit der tochtir din:
der is geheizen Rother⟨e⟩
und siscit westert uber mere.
her ist ein statehafter man:
her wolde dine thocter zo einer kuninginne han.
unde wil daz got von himele,
daz sie kumen zo samene,
so negewan nie bezzer wnne
wip mit einem manne.

Trorich sprach do Constantin,
zurnich was der mot sin:
daz ich die rede irloubit han,
des moz ich lange trorich stan.

306—323. Der Anfang dieser Strophe trägt teilweise (aber nur undeutlich) das Gepräge von E; 310 f. schreibe ich ihm ganz zu. 316—319 sind von U, 319 ist der Schluß der alten Strophe, in S sind noch weitere vier Zeilen am Ende zugewachsen, wie 146 ff.

324—341. Die Stelle 332 ff. bietet der Erklärung Schwierigkeiten. Die an sich ansprechende Deutung Roedigers (AfdA. 11, 111) ist leider

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

were min siete so getan,
daz ich sie gebe geheinen man,
so mochtich sie mit eren
senden dime herren.
daz weiz aver got riche,
du tates wisliche
du vurreditis umbe die bodeschap:
dune bescohetis anderis nimmer mer den tac.
wande miner tochter nebat nie niehein man
er nemoste sin hovet virlorin han.
so magiz u nicht irgan:
ir sit alle gevan,
und negeset uweris herren
riche nimmer mere.

Der kuninc hei⟨z⟩ die botin kere
in einin kerkere.
da waren ⟨sie⟩ inne manigen tac:
daz ir nie nichein de sunnen gesah
noch den manen so liecht.
lieder sie neheten vrowede nicht,
wone vrost unde naz:
hei wi groz ir arbeit was.
se haten hungir unde not;
sie waren na blihin tod.
die dar heime gnoc habeten
mit deme wazzere sie sich labeten,
daz under in svebete:
we kume die herren libeten!

unhaltbar, da sie sich nur auf den Wortlaut der Stelle selbst stützt und auf das Folgende keine Rücksicht nimmt. Man darf eine einzelne Form wie „tâtes“ bei der Art der Überlieferung unseres Textes nicht zu sehr pressen. So ist v. Bahder dem Sinn der Stelle nach meiner Überzeugung schon näher gekommen: diese Stelle muß ja begründen, warum die Gesandten nicht getötet, sondern nur in den Kerker geworfen werden. Und der Grund ist zweifellos: weil Lupolt um Erlaubnis zum Ausrichten der Botschaft gebeten hat. Dabei bleibt bestehen, daß „vurreden“ unmöglich heißen kann „vorher reden“, wie Roediger a. a. O. einwendet, sondern daß es gleich „verreden“ ist. Sievers meint: „du hast klug gehandelt, daß du (durch deine Bitte um Erlaubnis zu sprechen) die Gefahr geköpft zu werden verredet hast (= weggeredet hast)“. Natürlich bleibt hier „tâtes“ dem Sinne nach gleich „tæte“, wie in 263 „tôs“.

342—363. Hier beginnen wesentliche Schwierigkeiten: die einzelnen Verse und Versgruppen sind rhythmisch-melodisch von so verschiedener Natur, daß man eine klare Verteilung kaum wird gewinnen können. Meine Rekonstruktion ist also nicht mehr als ein Versuch.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

do weinte manic man
sinen lib wol getan:
ir herceruve was groz;
sie nehetin zo niemanne trost.
iedoch half in goth der gote
durc sin othmote,
daz sie alle samen gesunde
quamen heim zo lande.

Nu mugide horen mere
de note von den herren:
do sprach der herre Erwin
zo Lupolde deme meister sin:
„owi lieher broder min,
wie lange sul wir hie sin!
wer helfit nu den magen
den wir gotis schuldit waren,
oder weme sal unser erbe
zo iungestin werde!
der Adamen gebilicdote
der helfe uns uzze derrer note“.
do viellen sie al in cruces stal;
michil wart der ir scal, [hal]
da sie zo gothe riesen.
we trorich sie weifen!
vil trurich iz uz ir hercen gienc:
ethlichir in daz uazzer viel,
daz er dar inne belochen lac.
sith gesahen sie den tac,
daz sie vroliche
besazzen da heime ir riche.

Der kuninc heiz do hinen gan
beide mage unde man,
daz sie die cirheit gesahen

364—385. S. scheint hiervon nichts besessen zu haben; bis 375 ist der Grundstock I und E; das weitere scheide ich von der Betrachtung aus, da ich darüber noch kein klares Urteil habe.

368 nennt plötzlich Erwin Lupolt seinen Bruder, und erst 100 Verse später wird erzählt, daß sie verwandt seien. Dies läßt sich nur so erklären, daß E., von dem diese Stelle stammt, die Verwandtschaft natürlich kannte, d. h. es stand zu dessen Zeit bereits fest, daß sieben Söhne Berchthers sich bei der Gesandtschaft befinden, und von diesen stellt E die Gestalt des Erwin besonders dar. In einer Originaldichtung hätten diese Verse unmöglich vor 460 stehen können.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

die in den kielen lagen.
do giengen die iunwrowin
dure wnder schowen
mit in zo den schiffen,
da sie daz got wistin.
nu nekan u nichien man gesagen
die wunder die in den kielen lagen.
da inne was daz golt rot
cleine gewierot;
nuskele unde vingerin
daz die botin mitsam in
hetin bracht den vrowen.
wnf dusint bouge,
die sie al geben wolden
so sie widir keren solden:
rossecleit unde vanen
lac dar ein michil teil ane
unde wehe gescelde,
wole geworcht mit golde:
⟨die⟩ gaben in ir holden,
do sie von lande [varen] solden:
(die sie in selben heten irwelit).
da was manic snellir helit
vil virmezzinliche uz kumen,
iz nehaben de boche gelogen.

Nu saget man uns von schaze und van golde:
sower daz sien wolde,
des lac da ein vil michil magen.
der kuninc heiz iz abe tragen
unde beval iz sime kamerare,
daz er is also plege,
sowanne man iz haben wolde,
daz er iz haben solde;

386—413. Auch hier ist wohl kaum etwas altes mehr erhalten; vielleicht 394 f., die aus anderer Umgebung hierher verpflanzt sein könnten. In V. 400 wird wohl zu lesen sein „der vrouwen". — V. 409 ist zu lang, ich streiche „varen", so daß der Vers heißt: „dô sie von lande solden".

414—429. Eine reine S-Strophe, aber doch nicht ganz einheitlich; der einleitende Vers 414 macht es wohl ziemlich unwahrscheinlich, daß in der Schichte, der er angehört, vorher schon von den Schätzen die Rede war, und dazu stimmt, daß der vorhergehende Abschnitt auf die Form S (oder gar U) nicht zurückgeführt werden konnte.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

iz ware wafen oder wane
daz is icht queme dane;
swa ein ros irsturbe
daz ein ander widir gewinnin vurde.
daz gebot er ime an sin liben
unde heiz in des so plegen:
ob man iz immer wider gegebe
daz iz dar allez were.

Nu wert is iar unde dag
daz vil manic man lac
in deme kerkenere
unde qualitin sich sere.
groz was ir weinen:
unde ouch Rother da heime
vil sere trorote
unbe die botin gote.
her wranc sine hende
unde gedachte in manigin ende
we er daz besage,
wa sine boten lagen.
do giengen die alden ratgeben
der vrunt da waren underwegen:
die weinotin vil sere
und batent ouh ir herren
daz er sie silbe geseche,
ob se lebende weren.

Rother uf eime steine saz:
we trurich ime sin herze was!
dre tage unde drie nacht
daz er zo niemanne nicht nesprach;
wene daz her allez dachte
we er kumen mochte
⟨da⟩ zo Kriechin in daz lant,
da er hete gesant
manigin boten herlich.

430—447. Unstrophische Interpolationen von I, aus der sich 442 f. als U sehr ähnlich herausheben; auch 446 f. hat nicht reinen I-Typus. Die Frage ist nun: ist dieser achtzehnzeilige Abschnitt Umdichtung einer S-Strophe durch I oder ein Originalstück von I? Ich nehme das letztere an, so daß sich ursprünglich 448 an 429 angeschlossen hätte; 442 f. wären dann vielleicht dem alten Bestand der folgenden Strophe entnommen, die stark gelitten hat. — V. 435 ff. sind eine Vorwegnahme von 448 ff.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

do heiz er gen wor sich
Berter einen alden man
zo deme er allen sinen rat nam:
(des sune waren ir sibene)
der nelegitiz ouh niegin nidere.
her sprach, „du salt mir ratin Berter,
we wir kumen ober mer
zu Constonopole in de stat;
his daz des got gestadet hat,
daz der kuninc Constantin
gehoubetit hat der boten min,
sone will ich nimmer mere
beliven an Romesker erden
er iz ime an den lib gat.
[owi] we troric her mich gemachit hat!“

448—471. Der Abschnitt umfaßt 24 Zeilen (= 16 + 8, das mag aber Zufall sein); eine S-Strophe daraus zu bilden, ist mir nicht gelungen, obwohl zweifellos alte Stücke darin sind, wie z. B. 448—451, Verse von großer Kraft, die wahrscheinlich ein etwas umgebildetes U-Stück sind; 452—457 heben sich davon wesentlich ab; 458—467 tragen wieder neuen Charakter, und die letzten vier Verse stimmen wieder nicht zum vorhergehenden. Trotz allem muß ich den Hauptteil in die Schichte S schieben. — Auch sonst bietet dieser Abschnitt viel Interessantes: so 458 die erste Erwähnung Berchthers (H schreibt zunächst Berter mit Rasur von ch in 458, 462, 472); er heißt hier ein „ald man, zo deme er allen sînen rât nam“; das erinnert lebhaft an den 45 ff. erwähnten Ratgeber (der, wie wir gesehen haben, nicht Lupolt sein kann), von dem es 54 heißt: „an deme stûnt ouch sîn rât“. So glaube ich tatsächlich, daß ursprünglich an beiden Stellen die gleiche Person gemeint war, aber weder Lupolt noch Berchther; letzterer erscheint auch nicht als „mâc“ Rothers (53), worauf ich allerdings kein zu großes Gewicht legen möchte. Aber: in der U-Schichte kommt nirgends der Name Berchthers noch eine Andeutung auf seine Person vor, und hier sieht es tatsächlich so aus, als ob er zum ersten Mal eingeführt würde, daß aber Rother zwei so intime Ratgeber gehabt hätte, ist unwahrscheinlich: ebenso unwahrscheinlich, als daß Berchther in der ersten so wichtigen Ratsversammlung (57 ff.) nicht zugegen gewesen wäre (er begleitet Rother doch weiterhin auf Schritt und Tritt). So glaube ich, daß Berchther hier sekundär mit der Person jenes 45 ff. erwähnten Getreuen verschmolzen ist; sieben seiner Söhne sind bei der Gesandtschaft: auffallend genug, daß vorher kein Wort von dieser Verwandtschaft erwähnt wird. Das kann eben nur damit erklärt werden, daß die Gesandten ursprünglich miteinander gar nicht verwandt, daß sie überhaupt mit Ausnahme ihres Führers Lupolt für den ältesten Dichter noch unwesentlich, nur eben Nummern waren. Erst später entwickelte sich die Vorstellung, daß sieben von den Gesandten Söhne des Berchther seien, der der ältesten Gestalt der Sage noch gar nicht angehörte. Und dieser Berchther mit seinen im Dienste Rothers im

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Alsus redete do Berter der alde man:
(er was ein grave von Meran),
„ich hete eilif sune herlih:
der zvelte hiez Helfrich:
5 den santes du uber Elve
mit vil grozer menige.
da vor er herreverte
und manige sturm herte,
6 da er die heidinen quelete
die sunder ewe leveten.
7 an godes dienste wart er irslagen:
den nemuge wer nummer verclagen.
nu sin ir sibene an desse vart:
10 owi daz ich ie geborn wart
ich vil weineger man,

Gefängnis schmachtenden Söhnen ist in unser Gedicht gekommen durch S*: durch denselben Mann, der den Gegner Rothers nach Konstantinopel versetzt hat: sapienti sat.

Zur Textkonstitution: V. 455 muß „hête“ mit langem ê gelesen werden. — Nach 460 nimmt v. Bahder eine Lücke an; aber, wie mir Herr Prof. Holz bemerkt, ist dies unnötig. Der Reim ist in Ordnung und V. 460 heißt korrekt übersetzt nur: „dessen Söhne waren sieben von ihnen“: dieses „ir“ aber kann sich nur auf das vorhergegangene „boten“ (456) beziehen. V. 460 ist also in Parenthese zu setzen und 461 schließt sich direkt an 459 an. Demnach heißt die Stelle: „er ließ Berchther, den alten Mann, zu sich rufen, mit dem er alles zu beraten pflegte (dessen Söhne waren sieben von den Boten): der hat darin auch nie versagt“ („iz“ 461 auf den ganzen Vers 459 bezogen).

472—497. Der in vielem nur unsichere Rekonstruktionsversuch, den ich hier vorlege, ist das Ergebnis gemeinsamer Arbeit des Leipziger deutschen Seminars. Viel herumkorrigiert ist an diesem Stück zweifellos worden; klar ist jedenfalls, daß 492 ff. nicht zum alten gehören; von wem aber die Stelle stammt, kann ich nicht sagen (man beachte, daß Berchther den König — wie meist — duzt, gegen „ir“ 495 und „ûch“ 496). — V. 489 liest v. Bahder „edelsten“ gegen „eldesten“ der Hs.; dies aber ist wichtig, denn dann muß der Name Erwins für 488 fallen, denn sonst müssen die fünf anderen noch jünger sein als der „vil junge degen“ (152), der beim Auszug zur Werbung erst das Schwert nimmt: wohin aber kommen wir damit? Bleibt also nur anzunehmen, daß der Name Erwins hier erst nachträglich etwas anderes ersetzt hat, wie ich glaube, den Namen „Helfrîch“. Der Reim wäre möglich und sachlich auch zu verstehen, daß Helfrich, den er eben erwähnt hat, hier nochmals vorkommt. Fragt sich nur, können wir Helfrich als den ältesten Sohn Berchthers auffassen, nach dem Vers 475: „der zwelte hiez Helfrîch“; daß er diesen als zwölften Sohn bezeichnet sagt noch nicht, daß er der zwölfte dem

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

12 waz ich lieber kinder virlorin han!
13 Lupolt unde Erevin
14 waren die eldesten sune min.
15 sowanne ich der vunver virdage
dise zvene nemach ich nimmir virclagen.
Rother lieber herre min,
daz sal nu min rat sin,
daz wir varen herevart
und ir beide Ungerin unde Krechen slat.
ich voruch ritare dusint:
mich ruwent sere mine kint".

Des antworde ime do Rother der getruve man:
2 „des saltu imer lon han!
ia hortich [minen vater] hi bevoren sprechen
sower were ein got recke,
daz her unrechte tete
so man ime goten rat gebe,
daz er des nicht neneme.
3 nu vil ich uffe den hof gan:

Alter nach gewesen sein muß; dazu kommt, daß die Redeweise etwas kraus ist: „ich hatte elf Söhne, der zwölfte hieß Helfrich". Ich glaube, daß man sich dies so denken muß: 474 versetzt sich Berchther in die Zeit der Abreise von Rothers Boten; damals hatte er elf Söhne. Wir müssen im Auge behalten, daß er zunächst nur an die sieben in Konstantinopel denkt, die fehlen ihm von den elf; als er aber die Zahl elf erwähnt, da fällt ihm ein, daß ihm in wesentlich früherer Zeit schon einer (von diesem Standpunkt aus also der zwölfte) erschlagen worden ist: nichts spricht dagegen, es ist sogar wahrscheinlich, daß dies sein ältester Sohn war. Nur durch solche Interpretation verliert diese etwas sonderbare Ausdrucksweise ihre Unnatürlichkeit; dann aber muß unten statt Erwin Helfrich eingesetzt werden und 490 heißen: „sowanne ich der anderen gidage". Und sollte Berchther 483 sagen: „dessen Verlust kann ich nicht verschmerzen" und in 491 schon gar nicht mehr an ihn denken? Ich glaube, dies verliert auch durch diese Lösung seine Unnatürlichkeit.

498—525. Auch hier ist der ältere Wortlaut stark zerrüttet, besonders zu Anfang; 499 ist wohl nicht originelles S, sondern späterer Ersatz. — V. 500 muß gekürzt werden, ob um „mînen vater" oder „hî bevoren", überlasse ich dem Belieben; wahrscheinlicher ist mir die Streichung von „mînen vater", weil dadurch der Satz allgemeiner wird und das folgende mehr den Charakter einer Sentenz annimmt. Der dreifache Reim 502 ff. ist verdächtig. — V. 515 bedarf der Ergänzung etwa: „hin zô den Krêchen". Nach 519 fehlt eine Zeile (nach meiner Zählung V. 14 der Strophe); 522 ff. sind ein Anschub von I mit Verwendung zweier Verse der älteren Judith.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

4 wir suln iz den herren allen sagen (.)
und kunden iz gotent knehtin
(dar an to wir rechte)
wie iz in gevalle,
unde bedenken unsich alle.
5 wat, ob itthelicher ist
der hat bezzere list,
dan wir uns haben genumen:
war umbe solde wir mit so manigime kumen
hin zo Creichen,
10 wie newisten werliche
ob se waren gehoubitod?
waz ob sie der grimige tot
noch hat neiht bevangin,
⟨. . . . .?⟩
15 soche wir sie mit here dan,
so quelit men die helede lossam.
daz weiz der waldendinger guth,
der mer zo lebene gebot:
so ruwin sie mich sere".
do weinitin de herren.

Alsus redete do Berther der alde man:
„[kuninc] du nemochtis nimmer so gote sinne habe
ich newolde dir gerne gevolgich sin!
die leit die sin half min.
5 nu samene herre dine man:
6 ich wil is gerne iren rat han, (.)
mit wie getanen sinnen
wir Kriechen bekennen.
des is kin herre.
mich ruwent vil sere
7 ⟨mich ruwent⟩ mine sûne wol getan
die ich wunderliche virloren han.
die sand ich durch dine ere:
10 nu westu, lieber herre,
also vil als ich,
wei iz an iren dingin kumen ist;

526—545. Gleich der Anfang dieses Stückes (527) ist vollständig verderbt: gesagt ist hier genau das Gegenteil von dem was Berchther eigentlich sagen will; 527 ist überhaupt kein Vers und gänzlich verdorben: jedenfalls ist „kuninc" zu streichen. Der Vermittlungsversuch v. Bahders in seiner Anmerkung zu der Stelle kann über den Unsinn der da steht nicht hinweghelfen.

530—533 fasse ich als Ersatz zweier S.-Verse durch E. — Die Ergänzung in 544 stammt von Sievers.

Digitized by Google	Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

wene gut durch sine crefte
helfe mir schade⟨h⟩af⟨t⟩in,
daz ⟨mir⟩ daz ⟨heil⟩ muge gesche
daz ich mine kint lebende gese".

Rother ginc zo hove
mit deme alden herzogen,
unde bat sine liebesten man
wor sich an den rat gan.
do de herren wirnamen
die starken numare,
da horde man manigen vromen man
vromicliche rede han,
da mide sie ir herren
hulfen grozzer erin.
sie giengen zosamene
sprachen vor die kameren:
sie reiten iren herren,
e⟨r⟩ solde mit grozen erin
in recke wis over ⟨mere⟩ vare:
so mocher sin ere aller bezist beware.

wente ein ald herzoge
was in Rotheris hove:
der riet daz man iz solde irwenden
do half der vatir sinin kindin;
er sprach, „ia du zagehafter man,
wei trostis du an disin rat gan'[t]!"
mit der vust er in scloch
daz ime uze deme halse vuor daz blot
unde er ouh lach drie nacht,
daz er nehorte noch nesprach.
do sprachen Berkeris man,
her hete ime al rechte getan.
warumme er in solde seren:
ir herre hete doch schaden mere
dan der anderin sicheinir:
man nesolde ene nicht leiden.

546—577. Es ist wohl kein Zufall, daß in diesem (bei Rückert und v. Bahder) 32 Zeilen umfassenden Abschnitt die sechzehnte Zeile deutliche Schlußkadenz hat und danach eine gänzlich neue Episode beginnt, die ihrerseits wieder sechzehn Zeilen umfaßt, wenn auch „wente (562) in H keine Initiale hat. Somit zerlege ich das Stück in zwei S-Strophen, von denen die zweite weit mehr einheitliches Gepräge trägt als die erste. — V. 546 bedarf der Ergänzung: welcher? Sievers vermutet „zo deme hove".

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Der herzoge hette den schaden:
ime was ein michil slach geslagen.
die herren gingen drate
vor den kuninc mit deme rate
unde reditin under in
ob er is gevolgic wolde sin.
3 sie sprachen: „wir haben einis dingis gedacht
daz mac wol werden vollebracht.
5 der herverte ist ein tel zo vil,
unde ob du iz ton wil,
so machtu dihc aller best bewaren,
wiltu in recken wis over mere varen.
9 wande soche wer die Kriechin
(daz wizzestu werliche)
sie ton uns vil zo leide:
10 unde lebit der boden sichenir,
sie mozen alle kiesen den tod:
12 des is den Kriechen michil not.
nu vore golt unde schaz,
des ein michil mancraft
in ⟨der⟩ diner kameren
is gelegit zosamene:
des bistu kuninc, riche.
nu tel ene vrumeliche.
min vil lieher herre
da mide stent din ere.
13 wir nemugen mit unsen sinnin
nichit bezzeris ratis vinden:
15 nevolges du des nichit, Rother,
sone kumistu nimmer uber mer.

Do sprach der kuninc riche
harte willilliche:
„ir habit vrumeliche getan,
ich wil u gerne volgan.
suaz mir ie war daz was u leit:
diz ist ubergulde aller warheit
daz ir mir nu so vaste bestat,
nu iz mir an die not gat.

578—607. Der Anfang ist sehr entstellt; V. 580 f. stammen von I, die beiden ersten Verse weichen wieder ab, ebenso 582. Erst mit 584 gelangen wir auf sichereren Boden; zählt man von rückwärts, so wird V. 584 die dritte Zeile der S-Strophe: was vorher geht, muß ich als Ersatz zweier S-Zeilen auffassen. In 596 ff. hat sich I betätigt, 598 f. ist wiederum von E in I eingeschoben.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

ich han gewisse michelin schaz:
nu moze er geuinnim gothis haz
der sin immer icht gespare
swilichin enden er gevare".
viere boten er do sande
vil witin inme lande,
unde inbot in al geliche
de da woldin werdin riche
daz sie ⟨alle⟩ zo hove quemen
der da solde sin zo Rome:
da bedorfte er zo eime dinge,
daz nemocheter nicht uol vullenbringen
ane gote knechte,
iz nequeme ime unrechte.
sinin brief er do sante
zo eime unkundigin lande:
da was ein viese der hiez Asprian
der nemer zo hove niquam.
durch die starken numere
hub er sich zuare
mit unkundiger diete
vor der kuninc goten:
der worte rieseniske man:
die trogin stangin wressam.

Des kunincgis inmere
(daz sagech u zvare)
die irschullen harte wide:
die herren begunden riden.
da vazzite sich man wider man
daz er schone zo hove quam:
durch daz iz ein hovesprache was
ir nehein iz ne virsaz:
do gewan her michele heres craft.
sie ritin dicke scharehaft,

640—659. Die vier Anfangszeilen stammen von I, das folgende bildet eine glatte S-Strophe; 654—659 gehören U an: man beachte hier und weiterhin, wie in den U zugehörenden Stellen nur von den Riesen die Rede ist, während die Schichte S* von weiteren Vorbereitungen berichtet (vgl. dazu schon S. 42 f.). In 658 f. mit v. Bahder einen Fehler der Überlieferung anzunehmen, sehe ich keinen Grund, wenn man „sie" auf die ebenerwähnte Stange Asprians bezieht, die ja auch später (909 ff.) ihre Rolle spielt; allerdings ist der Ausdruck „brâchte" auffällig. — V. 659 setzt wohl voraus, daß der Name Asprian in dieser Schichte vorher noch nicht genannt war.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

do zwa unde sibincich cronen
vur den kuninc quamen zo Rome.
do san sie in deme melme gan
einin wnderlichen man.
den nemochte niehein ros getragen:
der duchte sie ein selzene knape.
der troch eine staline stangin
vier unde zwiencich ellene lange;
des wart sie ein michel kaffen an getan:
sie brachte ein riese der hiez Asprian.

Also Berther die riesen an gesach,
nu mugit ir horen wie her sprach:
„ich sie důrc guote knechte:
die turrin uol vechten.
uns kumit zo voze ein schone schare
die sin harte wicliche gare.
min vil lieber herre,
untfa sie nach dinen eren!
si sint zo den brusten vil groz:
war gewan ie sieheinis kuningis gnoz
so manigin wichgaren man!
swar sie einin zorn willen han,
sowilich in intwichet vor der stangin
unde her in mit deme swerte gelangit,
der nedorfte umbe daz sin leben
nimmir einin pfenninc gegeven!

Nu wore kuninc Rother⟨e⟩
derre wigande zwelfe ober mere:
so nedar uns ⟨nie⟩ nehein man
mit sime volke bestan,
her nemoze virlesin den leben:
al sie in de hof ungelegen,
sie sin doch so wichgare kumen
dir zo helfe unde zo vromen“.

Die riesen in deme melme
trogen liechte helme
unde brunien snewize,
gewrocht mit allen vlize;

660—683. Ein Abschnitt von 24 Zeilen; daß davon etwas jünger sei als S, ließ sich nicht nachweisen; vielmehr war mit der Hs. und den älteren Herausgebern gegen v. Bahder bei 676 ein neuer achtzeiliger

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

die swert zo den stangen
de geislen also lange:
daz die riemin solden sin
daz warin ketenen iserin.
groze knopfe hingen dar an:
michel wunder sie des nam
die se heten gisen,
waz en solde geschen.
sie waffenden sich mit grimme
in die liechtin ringe:
ir gebere warin vrumeliche getan.
do irsag iz der herzoge van Meran:
vil luzzel er do twalte
unze her daz volc irrante.
her sprach: „wer hat irhaben diesin scal?
den verbedich uber al!“

Do sprachen die stormgierin,
„wir untforten gine herren!
den sulewer unsich nidliche werin,
durch daz wir uns generen“.
5 do sprach der alde herzoge:
6 „sie kumit dur got here zo hofe:
iz ist der kuninc Aspriant,
unde bringit riesinische man“.
7 wol untfenc der kuninc riche
8 de riesin al⟨le⟩ geliche (.)

Abschnitt anzusetzen, wenn auch mitten in der Rede. Daß diese Rede bei U, dem mehrere Verse daraus angehören, einem anderen in den Mund gelegt sein konnte als dem Berchther, ist bereits erwähnt.

684—703. Der Anfang stammt von I, dann 690 f. von E, von da an herrscht S. Natürlich kann S. nicht mit 692 begonnen haben; es folgen ja auch nur noch 12 Verse: also zähle ich 692 als V. 5 der Strophe und fasse das Vorhergehende als Bearbeitung von vier S-Versen durch I + E.

704—725. In V. 713 ergänze ich „al“ zu „alle“, da der Vers sonst aus seinem Zusammenhang herausfallend den Charakter von I erhält. — 721 ist Vorwegnahme von 811 ff., hat hier auch keinen Sinn, hängt aber aufs innigste zusammen mit der in dieser Schicht bereits geänderten Bedeutung von „recke“ (vgl. dazu oben S. 14 f.). Wenn es hier heißen muß „ich will wie ein Vertriebener aus dem Land“, dann ist natürlich, daß Rother hinzufügen muß, er wolle sich für einen Anderen ausgeben, aber „der kuninc gedâchte eine wîsheit“ (811) setzt wohl voraus, daß von dieser Absicht noch nichts gesagt war.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

unde manigen vromen man,
der zo sime hofe quam,
und sagete in allen sine not,
die dar hette der helid got.
her sprach: „nu virnimet turin wigande:
ich moz uzime lande
in einis rekken wise varen
und wille mich anderis namen.
ich wene der kuninc Constantin
gehoubitit habe die botin min.
des ist nu iar unde dach
daz ich ir negeinen negesach.

Do begunden die herren dringen
vaste zo deme ringe
unde machitin eine schare vil breit;
(do cirete sie wisheit)
unde reditin under in,
Berchter solde kuninc sin
biz ir herre queme:
wande her der cronen wol[d]e pflege.
do sprach der her⟨e⟩zoge:
„ich nedarf nicheinis gerichtis hie zo hove:
wande bevildir mir daz uwer lant,
iz wirt beroubit unde virbrant:
virhert die marke
virwosten sie vil starke.
von du kiesit u einin anderin man:
ich ville nach minen sonen varin.
un bitit Amelgerin;
die mach wole wesen herre."
deme bevalen sie die cronin
unde daz gerichte zo Rome
an eime vil schonin ringe:
her was won Tengelingin.

Der kuninc Rother zo ime nam
zvel⟨i⟩f herzogen lossam
unde herzogen iegelich
zvei hundert ritar erlich,

726—747. An 730 f. hat E korrigiert. Die Strophe ist dem Umfang nach voll überliefert, hat aber durch I noch einen Anhang erfahren (vgl. hierzu oben S. 22 f.). — V. 744 f. sind nicht reines I: der Reim stammt aus 31 f.: bei der Übernahme wurde wohl der Wortlaut der ganzen Verse in Mitleidenschaft gezogen. — 746 ist, wie oben (S. 22 f.) erwähnt, vielleicht schon wieder überarbeitetes I.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

3 so sie alle schonist waren kumen: (,)
4 die vil turlichin gumen (.)
under deme volcmagene,
die hoben sich zosamene;
5 do vorte der kuninc Asprian
mit ime zvelf sine man:
da under hette her einin riesin vreisam,
des moste man groze hote han:
der gien gebunden alse ein lewe
10 *unde was der aller kunisten eine,*
der ie motirbarn gehiez.
suenne man in von der kitenin geliez
deme nitete nieman einin zorn,
14 *er nehette den lib virlorn.*
der was verre gegangin
u⟨z⟩ der riesin lande
durch degenhete willen.
mit drowe unde mit minnen
so virwant in Aspriam,
daz her wart sin man:
15 er was vresliche gemot
Witolt hiez der helit got.

Der kuninc hiez daz gedigene
mit Emilgere ritin widere,
unde daz sie daz riche
bewarten vromeliche

748—773. Hier ist besonders deutlich zu sehen, wie jede weitere Schichte die Macht Rothers erhöht, aber zugleich vom ursprünglichen immer mehr abweicht. U kennt, wie wir gesehen haben, nur die Riesen als Rothers Fahrtgenossen: in S hat er zwölf Herzöge (748 f.): darüber hinaus werden jedem dieser Herzöge durch E (750 f.) zweihundert Ritter mitgegeben. — Für S muß interpungiert werden:

der kuninc Rôther zo ime nam
zwelf herzogen lossam,
sô sie alle schônist wâren kumen
die vil tûrlîchen gumen.

758—765 ist wohl eine gegen Ende etwas überarbeitete U-Strophe. 760 f. sind verderbt: der Reim muß stumpf sein: das ergäbe für 761 das grammatisch richtige „ein“: aber was für 760?

774—793. An diesem Stück ist wohl nichts alt. Amelger war 742 durch I (also erst nach der Stufe S) eingeführt worden: unsere Stelle ist nicht von I, liegt also vermutlich wohl noch später. Wir dürfen also nicht erwarten, hier S noch rekonstruieren zu können.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

vor aller slachte ubelen mannin.
do karde der herre dannen
ingegin der stat zo Bare
dar die kiele waren
so witine gereitot,
dar inne der helit got
over mere solde waren.
mit golde waren sie geladen
unde mit grozer cirheit:
samit unde pfellile breit:
den schaz man ane zale nam
unde trog in allez daz an
uz des kuningis kameren:
sie vortin uf[fe] den wagennin
hinne zo den kielen
maniger slachte gewire.

1 *Der kuninc heiz ime gewinnen ⟨einen⟩ man,*
2 *die got gesmide kunde slan:*
3 *schone uzer golde*
4 *alse iz de ritar haben uolden.*
5 *daz worter allez uber hacht:*
6 *iz newir⟨t⟩ biz an den tomistach*
7 *nimmer me nichein man,*
8 *der soliche wunder moge began.*

Do waren des kuningis kiele
gereitet vil⟨e⟩ schire.
sine harfen her zo ime nam:
4 her heiz daz luth unde die riesin in gan.
5 { von deme stade sie scubin,
sie sigilriemen sie zogin:
sie voren zo Constinopole
der vil meren burge
uber de se vil breit. }
6 der kuninc gedachte eine wisheit:
er sprach zo ⟨den⟩ herren allen samint:
8 „wir sulin in ein unkundegiz lant.

794—801. Eine rein überlieferte U-Strophe, über die bereits oben (S. 43) gehandelt ist. — 794 ist zu ergänzen „einen man", 799 wohl „newirt".

802—826. Diese wichtige Stelle ist leider nicht mehr in ursprünglicher Form (U) zu erschließen. Sekundär sind 806—810 und 814—817; V. 806 bis 810 fasse ich, da der Reim auf 811 fehlt, als Ersatz für eine S-Zeile auf, die etwa gelautet haben könnte:

sie vôren uber dê sê vile breit,

Digitized by Google Original from UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

iz niist nichein kindis spil,
daz ich u nu sagin wil.
wir mozen mit gotin listin
unser lib gevirstin.
ich bituch alle geliche
armen unde riche
heizit mich Thiederich:
so newez nichein vremede man,
wie min gewerph si getan.
des sworen sie ime eide
(die liezin sie ummiene),
[sie gelobetin] daz sie hietin Rochtere Thideric:
daz datin die herren herlich.

Do de rekken schome
zo deme stade quamen,
do liefin die burgere
durch wunderis mere
unde woldin ire cirheit gesen han:
do begundin die riesin san
zo vechtene an deme sande;
sich hob die vlucht dannen:
ettilicheme ward so liede
daz her des anderin nicht nebeide:
do quam einir harte hesteliche
vor den kuninc richen:
her sprach, „owi kuninc Constantin,
wannen mac diz volc sin!
daz veret mit so getaner craft,
daz iz neman gesagen nemach!“

Alsus redete do die kuningin:
„wilich mach ire geverte sin?“
do sprach der burgare:
„warumbe suldir mich des vragen!
uande unser was ein michel teil
de ne zo rechte nebesagen den kiel:

V. 819 streiche ich wegen des dreifachen Reimes. Ein klares Bild der ursprünglichen Gestalt ist schwer zu gewinnen, sicher aber ist, daß zuerst die Besteigung des Schiffes erfolgt, dann erst der Eid. Unter „daz lût“ hat man in dieser Schichte die zwölf Herzöge (749) zu verstehen, die wohl nicht ohne Begleitung zu denken sind; wie es in U geheißen hat, kann man nicht wissen. — 813 ergänze ich „zo den hêrren“. — 825 ist nach Sievers „sie gelobetin“ zu streichen.

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

wer vorten die vreislichen diet:
da newart schowenis niet.
dar ligit ein gebunden vor sime zorne,
wir werin anderis die virlorne.
ich nekan uch nicht mer gesagen
war mite de kiele sin geladen,
wene mit isirinen stangen,
grozen unde langen:
lach och anderis ieht dar ane,
des nekan ich u niet gesagen.

Sie hiezin den vreissamen man,
der da lac gebunden an,
daz er an deme stade were
unde her des godes psege.
wohl gecierot was ir liph:
sie trogin [alle] bonit herlich.
sie ritin snewize mule
(de waren [da] zo Kriecken ture).
manich appelgra march
beide schone unde starch
die ginigin in an den henden:
den waren de manen bewnden
mit borten also cleine:
da inne was got gestenne.
sowar de herren hinin rietin,
de riesin liefen alliz mite
in ere wichgewete.
dar saz in manigen rietin
der kuninc Constantin,
wie de herren mochten sin.
do sprach siner ratgeven ein:
„herre dir ist uvele gescheit
an den boten wal getan
die du hast gevangin lan.
unde sin diz ir herren
sie moygit unsich alle serre:
des intgeldet ettelicher man
der is nie scult negewan;
die da mit den stangen
kumen sint so langen
den nemach nehein man widirstan:
du ast den valant getan.“

859—890. Über dieses Stück bin ich mir nicht im Klaren; zweifellos ist mir, daß man nicht mit Rückert und v. Bahder den Abschnitt nach 875 mitten im Reimpaar machen darf (Initiale fehlt!). Daß eine S-Strophe

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

1 Do quan iz an einin ostertac
2 daz Constantin mit scalle was
3 an deme Poderamis hove
4 *mit gravin unde mit herzogin* (.)
unde mit vrigin herren:
de hette er durch sin ere
5 ⟨*de heter*⟩ *heim zo sime hus*⟨*e*⟩ *geladit:*
6 *die wrden mit swete gebadit*
7 *den sie von vrochten haveten,*
8 *wande die riesin gebarten alse sie doveten.*

Do Thiederich und sine man
vor den kuninc quam⟨en⟩ gegan,
1 [*eme*] ⟨*Thiedriche*⟩ *ward ein schone denest getan*:
2 *intgegin* [*ine*] ⟨*ime*⟩ *gingin de herzogen lossam* (.)
unde die gote kuningin;
sie hiez sie willekume sin,
sie neic in allen geliche
unde intfenc sie gezoginliche.
3 *do solden zuen*[*e*] ⟨. . .⟩ *gravin*
4 *Asprianis stangin intfahin;*
5 *da was so vil stalis zo geslagin*
6 *sie nemochtin sie he*[*r*]*be noch getragin*;
7 *an iren danc viel sie dar nieder,*
8 *sie liezin sie durch not ligen.*

zugrunde liegt ist wahrscheinlich, aber gerade in diesen beschreibenden Partien ist meist so sehr zugearbeitet, daß man das ältere nicht mehr deutlich sehen kann (vgl. 386 ff., 774 ff.).

891—900.[1]) Die Verse 895 bis 897 fallen stark aus ihrer Umgebung heraus; liest man 897 „die hetter heim zo sîme hûse geladit", so wird dieser Vers richtig, während 895 f. als Zusätze ausscheiden. Dadurch entsteht eine achtzeilige Strophe, die ziemlich unvermittelt einsetzt. Der alte Wortlaut ist zum Teil geändert, speziell im Anfang.

901—914. Eine U-Strophe, aber stark von E überarbeitet. Nach Streichung der beiden ersten Zeilen lese ich:

Dietrîche ward ein schône dênest getân;

in 904 muß wie 903 „ime" stehen. E zeigt wie schon 272 eine Vorliebe für die Königin, und ich frage: was ist das für ein Hof, wo die Königin den fremden Ankömmlingen gleich entgegenläuft, bevor diese sich dem König genähert und vorgestellt haben? — In 909 fehlt etwas: etwa „rîche", die Rhythmik ist unbefriedigend.

---

[1]) Die nun folgenden Stellen sind die bestkonservierten Stücke im ganzen Heidelberger Gedicht: 5 U-Strophen sind in unmittelbarer Aufeinanderfolge zu erschließen, teilweise rein überliefert.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

1 *Constantin saz upfe sinin stol;*
2 *Thiederich gezoginliche stont*
3 *vor ime an den knien.*
4 *her sprach: „kuninc man sagete mer ie*
5 *von dir groze vrumecheit!*
6 *leider nu ist min arbeid*
7 *also groz zo mime schadin,*
8 *daz ich in dier nimmir nemochte gesagen.*

1 *nu inkinne got an mir armen man:*
2 *wande mich hat in achte getan*
3 *ein kuninc, der heiz Rother*
4 *unde sizzet westrit ober mer:*
5 *des gewalt ist so getan,*
6 *ime nemach nieman widerstan:*
7 *do her mir sin riche virbot*
8 *do mostich iz rumen durch de not.*

1 *do netruwidich in nigeineme lande*
2 *minin liph so wol⟨e⟩ behalden,*
3 *so hir zo deme hove din:*
4 *mir is gesaget daz du so gewaldich sis.*
min dienist biede ich dich an,
nu min iz zuginthafter man!
5 *durch genade quam ich here gevaren:*
6 *du salt dine here an mir bewarin!*
7 *newiltu mich an din dienist nicht nemen,*
8 *so moz ich Rothere den liph gibin.“*

„Daz sagit der“, sprach die vrowe,
2 „vil ernistliche in trowen, (:)
herre, uffe die sele min
als⟨e⟩ ich getoufet bin,

915—940. Nach Ausscheidung von 935f. ein Abschnitt von 24 Zeilen, bestehend aus drei U-Strophen, von denen jede eine Schlußzeile mit typischer Kadenz hat. Man beachte außerdem die scharfe inhaltliche Scheidung zwischen den drei Strophen:

1. Situation und Einleitung,
2. Dietrichs Unglück,
3. Bitte um Aufnahme.

In 915 kann statt Constantin ursprünglich ebensogut „der kuninc“ oder ein anderer Name gestanden haben. Beachte die Ähnlichkeit dieser Situation mit der Fassung in der Thidrekssage (Kap. 35).

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

der uze allen landen
die turin wigande
zo ein ander hieze gan,
so newart nie nichein man
der din gegnoz mochte sin.
daz nemich an de truwe min,
daz nie nichein moter gewan
ein barin also lossam, (:)
daz iz mit zuchtin Dietherich
muge gesizin ineben dich
von du bistu der tuginde ein uz genumen man.
soldich aber die wele han,
so nemich einen helit got unde balt:
des botin quamin her in diz lant (:)
unde ligin hie z⟨e⟩uare
in minis vater kerkenere:
der ist geheizin Rothere
unde sizzet westert uber mere.
ich wil ouch immer magit gan,
mer newerde der helit lossam.

Alsus redite do Dietherich
(sin gemote was harte listich):
„nu⟨ne⟩ han ich vrunde mere,
dan din armin herren
in deme kerkenere:
swa mich die gesehin
dar mochtis dich an en virstan,
daz ich der war gesagit han“.
„in trowin“, sprach die kuningin,
„die irwerbich umbe den vatir min (.)
mit ettelicheme sinne,
daz ich sie uz gewinne.
her negevet sie aber nicheinime man,
her nemoche sie uffe den liph han:
daz her nichein intrinne
biz man sie [abir] wider bringe
in den kerkenere,
dar sie mit notin waren“.

Sie namin die zwelf gravin
uz deme kerkenere
unde iegelich sinen man:
die ritar also lossam

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

sie warin suarz unde sale,
von grozen notin missevare. (,)
Lupolt der meister
nemochte nicht geliesten;
wan ein bose schurcelin,
daz want her umme den liph sin.
do was der weinige man
harte barliche getan,
zoschundin unde zeswellit.
Dietherich der helit got
stunt trorich von leide
unde newolde doch nicht weinen
unde die botin lossam:
Berker der alde man
ginc al umbe,
die haften schowende:
done ruwen in nichein din
harter dan sine schonen kint.

Vita.

Geboren am 29. September 1886 zu Graz als Sohn des Gymniasialprofessors Josef Pogatscher, besuchte ich vom Herbst 1892 an die Städtische Volkschule, vom Herbst 1896 an das Landschaftliche Kaiser Franz Josef-Gymnasium zu Pettau. Nach Absolvierung des Gymnasiums erfüllte ich 1904 bis 1905 meine militärische Dienstpflicht. In den Jahren 1905 bis 1907 besuchte ich die Universität zu Graz, vom Herbst 1907 an die zu Leipzig. Während meiner Studienzeit besuchte ich Vorlesungen und Übungen der Herren Professoren Goldbacher, Hirt, Holz, Kirste, Köster, Kukula, Luick, Martinak, Meringer, Mogk, Riemann, Schenkl, Schönbach, Seuffert, Sievers, Strzygowski und Winter.

Franz Pogatscher.

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

This book is a preservation facsimile.
It is made in compliance with copyright law
and produced on acid-free archival
60# book weight paper
which meets the requirements of
ANSI/NISO Z39.48-1992 (permanence of paper)

Preservation facsimile printing and binding
by
Acme Bookbinding
Charlestown, Massachusetts

2007

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 082608032
Digitized by Google
Original from
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT
URBANA-CHAMPAIGN